

# ARTHUR SCHOPENHAUER

## APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT <sup>1</sup>

### KAPITEL V PARÄNESEN UND MAXIMEN [Nutzregeln und Grundsätze]

Weniger noch als irgendwo [in meinen früheren Werken] bezwecke ich [Arthur Schopenhauer] hier Vollständigkeit; da ich sonst die vielen, von Denkern aller Zeiten aufgestellten, zum Teil vortrefflichen Lebensregeln zu wiederholen haben würde, von Theognis und Pseudo-Salomo an bis auf Rochefoucauld herab; wobei ich dann auch viele, schon breit getretene Allgemeinplätze nicht würde vermeiden können. Mit der Vollständigkeit fällt aber auch die systematische Anordnung größtenteils weg. Über beide tröste man sich damit, dass sie, in Dingen dieser Art, fast unausbleiblich die Langeweile in ihrem Gefolge haben. Ich habe bloß gegeben, was mir eben eingefallen ist, der Mitteilung wert schien und, so viel mir erinnerlich, noch nicht, wenigstens nicht ganz und eben so, gesagt worden ist, also eben nur eine Nachlese zu dem auf diesem unabhsehbaren Feld bereits von anderen Geleisteten.

Um jedoch in die große Mannigfaltigkeit der hierher gehörigen Ansichten und Ratschläge einige Ordnung zu bringen, will ich sie einteilen in allgemeine, in solche, welche unser Verhalten gegen uns selbst, dann gegen andere, und schließlich gegen den Weltlauf und das Schicksal betreffen.

#### A. Allgemeine

1. Als die oberste Regel aller Lebensweisheit sehe ich einen Satz an, den Aristoteles beiläufig ausgesprochen hat, in der >Nikomachischen Ethik<, VII, 12. Auf deutsch ließe sich dieser Satz etwa so wiedergeben: „Nicht dem Vergnügen, sondern der Schmerzlosigkeit geht der Vernünftige nach“. Oder: „Der Vernünftige geht auf Schmerzlosigkeit, nicht auf Genuss aus.“ Die Wahrheit beruht darauf, dass aller Genuss und alles Glück negativer, hingegen der Schmerz positiver Natur ist. Die Ausführung und Begründung dieses letzteren Satzes findet man in meinem Hauptwerk >Die Welt als Wille und Vorstellung<, Bd. I, § 58. Doch will ich denselben hier noch an einer täglich zu beobachtenden Tatsache erläutern. Wenn der ganze Körper gesund und heil ist, bis auf irgend eine kleine Wunde, oder sonst eine schmerzende Stelle, so tritt jene Gesundheit des Ganzen weiter nicht ins Bewusstsein, sondern die Aufmerksamkeit ist beständig auf den Schmerz der verletzten Stelle gerichtet und das Behagen der gesamten Lebensempfindung ist aufgehoben. Eben so, wenn alle unsere Angelegenheiten nach unserem Sinn gehen, bis auf eine, die unserer Absicht zuwider läuft, so kommt diese, auch wenn sie von geringer Bedeutung ist, uns immer wieder in den Kopf: Wir denken häufig an sie und wenig an alle jene anderen wichtigeren Dinge, die nach unserem Sinne gehen. In beiden Fällen nun ist das Beeinträchtigte der Wille, einmal, wie er sich im Organismus, das andere, wie er sich im Streben des Menschen objektiviert, und in beiden sehen wir, dass seine Befriedigung immer nur negativ wirkt und daher gar nicht direkt empfunden wird, sondern höchstens auf dem Weg der Reflexion ins Bewusstsein

---

<sup>1</sup> Vom Hrsg. zwecks besseren Verständnisses behutsam ins Neuhochdeutsche redigiert und mit Erläuterungen in eckigen Klammern versehen.

kommt. Hingegen ist seine Hemmung das Positive und daher sich selbst Ankündigende. Jeder Genuss besteht bloß in der Aufhebung dieser Hemmung, in der Befreiung davon, ist mithin von kurzer Dauer.

Hierauf nun also beruht die oben belobte Aristotelische Regel, welche uns anweist, unser Augenmerk nicht auf die Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens zu richten, sondern darauf, dass wir den zahllosen Übeln desselben, so weit es möglich ist, entgehen. Wäre dieser Weg nicht der richtige, so müsste auch Voltaires Ausspruch „Le bonheur n'est qu'un rêve, et la douleur est réelle“ [Das Glück ist nur ein Traum und der Schmerz ist wirklich] so falsch sein, wie er in der Tat wahr ist. Demnach soll auch der, welcher das Resultat seines Lebens, in eudämonologischer Rücksicht, ziehen will, die Rechnung nicht nach den Freuden, die er genossen, sondern nach den Übeln, denen er entgangen ist, aufstellen. Ja, die Eudämonologie hat mit der Belehrung anzufangen, dass ihr Name selbst ein Euphemismus ist und dass unter „glücklich leben“ nur zu verstehen ist „weniger unglücklich“, also erträglich leben. Allerdings ist das Leben nicht eigentlich da, um genossen, sondern um überstanden, abgetan zu werden; dies bezeichnen auch manche Ausdrücke, wie degere vitam, vita defungi, das Italienische si scampa cosi, das Deutsche „man muss versuchen durchzukommen“, „er wird schon durch die Welt kommen“, und dergleichen mehr. Ja, es ist ein Trost im Alter, dass man die Arbeit des Lebens hinter sich hat. Demnach nun hat das glücklichste Los der, welcher sein Leben ohne übergroße Schmerzen, sowohl geistige, als körperliche, hinbringt; nicht aber der, dem die lebhaftesten Freuden, oder die größten Genüsse zu Teil geworden sind.

Wer nach diesen letzteren das Glück eines Lebenslaufes bemessen will, hat einen falschen Maßstab ergriffen. Denn die Genüsse sind und bleiben negativ: dass sie beglücken ist ein Wahn, den der Neid, zu seiner eigenen Strafe, hegt. Die Schmerzen hingegen werden positiv empfunden: daher ist ihre Abwesenheit der Maßstab des Lebensglücks. Kommt zu einem schmerzlosen Zustand noch die Abwesenheit der Langeweile, so ist das irdische Glück im Wesentlichen erreicht, denn das Übrige ist Chimäre [eine Illusion oder etwas, das man sich nur einbildet]. Hieraus nun folgt, dass man nie Genüsse durch Schmerzen [durch anstrengende Arbeit, ständiger Stress, Leistungsdruck], ja, auch nur durch die Gefahr derselben, erkaufen soll; weil man sonst ein Negatives und daher Chimärisches mit einem Positiven und Realen bezahlt. Hingegen bleibt man im Gewinn, wenn man Genüsse opfert, um Schmerzen zu entgehen. In beiden Fällen ist es gleichgültig, ob die Schmerzen den Genüssen nachfolgen, oder vorhergehen. Es ist wirklich die größte Verkehrtheit, diesen Schauplatz des Jammers in einen Lustort verwandeln zu wollen und, statt der möglichsten Schmerzlosigkeit, Genüsse und Freuden sich zum Ziel zu stecken; wie doch so viele tun. Viel weniger irrt der, der mit etwas zu finsterem Blick, diese Welt als eine Art Hölle ansieht und demnach nur darauf bedacht ist, sich in derselben eine feuerfeste Stube zu verschaffen. Der Tor läuft den Genüssen des Lebens nach und sieht sich betrogen; der Weise vermeidet die Übel. Sollte ihm jedoch auch dieses missglücken, so ist es dann die Schuld des Geschicks, nicht die seiner Torheit. So weit es ihm aber glückt, ist er nicht betrogen: Denn die Übel, denen er aus dem Wege ging, sind höchst real. Selbst wenn er ihnen etwa zu weit aus dem Weg gegangen sein sollte und Genüsse unnötigerweise geopfert hatte; so ist eigentlich doch nichts verloren: denn alle Genüsse sind chimärisch, und über die Versäumnis derselben zu trauern wäre kleinlich, ja lächerlich.

Das Verkennen dieser Wahrheit, durch den [theistischen] Optimismus begünstigt, ist die Quelle vielen Unglücks. Während wir nämlich von Leiden frei sind, spiegeln unruhige Wünsche [Begierden aller Art] uns die Chimären eines Glückes vor, das gar nicht existiert, und verleiten uns, sie zu verfolgen; dadurch bringen wir den Schmerz,

der unlegbar real ist, auf uns herab. Dann jammern wir über den verlorenen schmerzlosen Zustand, der, wie ein verscherztes Paradies, hinter uns liegt, und wünschen vergeblich, das Geschehene ungeschehen machen zu können. So scheint es, als ob ein böser Dämon uns aus dem schmerzlosen Zustand, der das höchste wirkliche Glück ist, stets herauslockte, durch die Gaukelbilder der Wünsche [der Begierden]. Unbesehens glaubt der Jüngling, die Welt sei da, um genossen zu werden; sie sei der Wohnsitz eines positiven Glückes, welches nur die verfehlen, denen es an Geschick gebricht, sich seiner zu bemeistern. Hierin bestärken ihn Romane und Gedichte, wie auch die Gleisnerei [Heuchelei], welche die Welt durchgängig und überall mit dem äußeren Schein treibt und auf die ich bald zurückkommen werde. Von nun an ist sein Leben eine, mit mehr oder weniger Überlegung angestellte Jagd nach dem positiven Glück, welches als solches aus positiven Genüssen bestehen soll. Die Gefahren, denen man sich dabei aussetzt, müssen in die Schanze geschlagen werden. Da führt denn diese Jagd nach einem Wild, welches gar nicht existiert, in der Regel zu sehr realem, positivem Unglück. Dies stellt sich ein als Schmerz, Leiden, Krankheit, Verlust, Sorge, Armut, Schande und tausend Nöte. Die Enttäuschung kommt zu spät. Ist hingegen, durch Befolgung der hier in Betracht genommenen Regel, der Plan des Lebens auf Vermeidung der Leiden gerichtet, also auf Entfernung des Mangels, der Krankheit und jeder Not, so ist das Ziel ein reales: Da lässt sich etwas ausrichten, und um so mehr, je weniger dieser Plan gestört wird durch das Streben nach der Chimäre des positiven Glückes. Hierzu stimmt auch was Goethe, in den >Wahlverwandtschaften<, den für das Glück der anderen stets tätigen Mittler sagen lässt: „Wer ein Übel los sein will, der weiß immer, was er will: Wer was Besseres will, als er hat, der ist ganz starblind<sup>2</sup>.“ Und dieses erinnert an den schönen französischen Ausspruch: „le mieux est l'ennemi du bien [das Bessere ist des Guten Feind]. Ja, hieraus ist sogar der Grundgedanke des Kynismus abzuleiten, wie ich ihn dargelegt habe in meinem Hauptwerk >Die Welt als Wille und Vorstellung<, Bd. 2, Kap. 16. Denn was bewog die Kyniker [in der Antike] zur Verwerfung aller [schwer zu erlangender] Genüsse, wenn es nicht eben der Gedanke an die mit ihnen, näher oder ferner, verknüpften Schmerzen war, welchen aus dem Weg zu gehen ihnen viel wichtiger schien, als die Erlangung jener. Sie waren tief ergriffen von der Erkenntnis der Negativität des Genusses und der Positivität des Schmerzes; daher sie konsequent alles taten für die Vermeidung der Übel, hierzu aber die völlige und absichtliche Verwerfung der Genüsse nötig erachteten; weil sie in diesen nur Fallstricke sahen, die uns dem Schmerz überliefern.

In Arkadien geboren, wie Schiller sagt, sind wir freilich alle; d. h. wir treten in die Welt voller Ansprüche auf Glück und Genuss, und hegen die törichte Hoffnung, solche durchzusetzen [zu erlangen]. In der Regel jedoch kommt bald das Schicksal, packt uns unsanft an und belehrt uns, dass nichts unser ist, sondern alles sein, indem es ein unbestrittenes Recht hat, nicht nur auf all unseren Besitz und Erwerb, auf Frau und Kind, sondern sogar auf Arm und Bein, Auge und Ohr, ja, auf die Nase mitten im Gesicht. Jedenfalls aber kommt, nach einiger Zeit, die Erfahrung und bringt die Einsicht, dass Glück und Genuss eine Fata Morgana sind, welche, nur aus der Ferne sichtbar, verschwindet, wenn man herangekommen ist; dass hingegen Leiden und Schmerz Realität haben, sich selbst unmittelbar vertreten und keiner Illusion, noch Erwartung bedürfen. Fruchtet nun die Lehre, so hören wir auf, nach Glück und Genuss zu jagen, und sind vielmehr darauf bedacht, dem Schmerz und Leiden möglichst den Zugang zu versperren. Wir erkennen alsdann, dass das Beste, was die Welt zu bieten hat, eine schmerzlose, ruhige, erträgliche Existenz ist, und beschränken unsere Ansprüche auf diese, um sie desto sicherer durchzusetzen. Denn, um nicht sehr

2 Durch den Star [Augenkrankheit] erblindet.

unglücklich zu werden, ist das sicherste Mittel, dass man nicht verlangt, sehr glücklich zu sein. Dies hatte auch Goethes Jugendfreund Merck erkannt, da er schrieb: „Die garstige Prätension an Glückseligkeit, und zwar an das Maß, das wir uns träumen, verdirbt alles auf dieser Welt. Wer sich davon los machen kann und nichts begehrt, als was er vor sich hat, kann sich durchschlagen.“ (Quelle: >Briefe an und von Merck<, S. 100). Demnach ist es geraten, seine Ansprüche auf Genuss, Besitz, Rang, Ehre u. s. f. auf ein ganz Mäßiges herabzusetzen; weil gerade das Streben und Ringen nach Glück, Glanz und Genuss es ist, was die großen Unglücksfälle herbeizieht. Aber schon darum ist jenes weise und ratsam, weil sehr unglücklich zu sein gar leicht ist; sehr glücklich hingegen nicht etwa schwer, sondern ganz unmöglich. Mit großem Recht also singt der Dichter der Lebensweisheit:

*Jeder, der Freund ist einer goldenen Mitte,  
Hält sowohl sich frei von dem Schmutz der Armut  
Und, wenn er klug ist, vom beneidenswerten  
Glanz des Palastes.  
Wilder von Winden wird umstürmt die hohe  
Fichte, das Berghaupt trifft der Blitz am ersten,  
Schlimmste Verheerung richten an beim Sturz  
Hochaufragende Türme.*

Wer aber vollends die Lehre meiner Philosophie in sich aufgenommen hat und daher weiß, dass unser ganzes Dasein etwas ist, das besser nicht wäre und welches zu verneinen und abzuweisen die größte Weisheit ist, der wird auch von keinem Ding, oder Zustand große Erwartungen hegen, nach nichts auf der Welt mit Leidenschaft streben, noch große Klagen erheben über sein Verfehlen irgend einer Sache; sondern er wird von Platons „auch ist kein menschliches Ding so großen Eifers wert“ (rep. X, 604) durchdrungen sein, sowie auch hiervon:

*Ist irdischer [materieller] Besitz für dich zerronnen,  
Sei nicht in Leid darüber, es ist nichts;  
Und hast du irdischen Besitz gewonnen,  
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.  
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,  
Geh' am Irdischen [Materiellen] vorüber, es ist nichts.*  
Anwari Soheili.

(Siehe das Motto zu Sadis Gulistan, übers. von Graf.)

Was jedoch die Erlangung dieser heilsamen Einsichten besonders erschwert, ist die schon oben erwähnte Gleisnerei [Heuchelei] der Welt, welche man daher der Jugend früh aufdecken sollte. Die allermeisten Herrlichkeiten sind bloßer Schein, wie die Theaterdekoration, und das Wesen der Sache fehlt. Z. B. bewimpelte und bekränzte Schiffe, Kanonenschüsse, Illumination, Pauken und Trompeten, Jauchzen und Schreien u. s. w., dies alles ist das Aushängeschild, die Andeutung, die Hieroglyphe der Freude; aber die Freude ist daselbst meistens nicht zu finden: sie allein hat beim Fest abgesagt. Wo sie sich wirklich einfindet, da kommt sie in der Regel ungeladen und unangemeldet von selbst und sans facon, ja, still herangeschlichen, oft bei den unbedeutendsten, futilsten [unbedeutendsten] Anlässen, unter den alltäglichsten Umständen, ja, bei nichts weniger als glänzenden oder ruhmvollen Gelegenheiten: Sie ist, wie das Gold in Australien, hierhin und dorthin gestreut, nach der Laune des Zufalls, ohne alle Regel und Gesetz, meist nur in ganz kleinen Körnchen, höchst selten in großen Massen. Bei allen jenen oben erwähnten Dingen hingegen ist auch der Zweck bloß, andere glauben zu machen, hier wäre die Freude eingekehrt: dieser Schein im Kopf [in der Einbildung] anderer ist die Absicht. Nicht anders als mit der Freude verhält es sich mit der Trauer.

Wie schwermütig kommt jener lange und langsame Leichenzug daher! Der Reihe der Kutschen ist kein Ende. Aber seht nur hinein: sie sind alle leer, und der Verblichene wird eigentlich bloß von sämtlichen Kutschern der ganzen Stadt zu Grabe geleitet. Sprechendes Bild der Freundschaft und Hochachtung dieser Welt! Dies also ist die Falschheit, Hohlheit und Gleißnerei des menschlichen Treibens. Ein anderes Beispiel wieder geben viele geladene Gäste in Feierkleidern, unter festlichem Empfang; sie sind das Aushängeschild der edlen, erhöhten Geselligkeit: aber statt ihrer ist, in der Regel, nur Zwang, Pein und Langeweile gekommen: denn schon wo viele Gäste sind, ist viel Pack, und hätten sie auch alle Sterne [Orden] auf der Brust. Die wirklich gute Gesellschaft nämlich ist, überall und notwendig, sehr klein. Überhaupt aber tragen glänzende, rauschende Feste und Lustbarkeiten stets eine Leere, wohl gar einen Misston im Inneren; schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unseres Daseins laut widersprechen, und der Kontrast erhöht die Wahrheit. Jedoch von außen gesehen wirkt jenes alles; und das war der Zweck. Ganz allerliebste sagt daher Chamfort: „la société, les cercles, les salons, ce qu'on appelle le monde, est une pièce misérable, un mauvais opéra, sans intérêt, qui se soutient un peu par les machines, les costumes, et les décorations.“ [Die Gesellschaft, die Zirkel, die Salons, was man die Welt nennt, ist ein klägliches Theaterstück, eine schlechte Oper, ohne Interesse, die sich nur durch die [Theater-]Maschinen, Kostüme und Dekorationen ein wenig hält.] Desgleichen sind nun auch Akademien und philosophische Katheder das Aushängeschild, der äußere Schein der Weisheit: aber auch sie hat meistens abgesagt und ist ganz wo anders zu finden. Glockengebimmel, Priesterkostüme, fromme Gebärden und fratzenhaftes Tun ist das Aushängeschild, der falsche Schein der Andacht, u.s.w. So ist denn fast alles in der Welt hohle Nüsse zu nennen; der Kern ist an sich selten, und noch seltener steckt er in der Schale. Er ist ganz wo anders zu suchen und wird meistens nur zufällig gefunden.

2. Wenn man den Zustand eines Menschen, seiner Glücklichkeit nach, abschätzen will, soll man nicht fragen nach dem, was ihn vergnügt, sondern nach dem, was ihn betrübt: denn, je geringfügiger dieses, an sich selbst genommen, ist, desto glücklicher ist der Mensch; weil ein Zustand des Wohlbefindens dazu gehört, um gegen Kleinigkeiten empfindlich zu sein: im Unglück spüren wir sie gar nicht.

3. Man hüte sich, das Glück seines Lebens, mittelst vieler Erfordernisse zu demselben, auf ein breites [finanzielles] Fundament zu bauen: Denn auf einem solchen stehend, stürzt es am leichtesten ein, weil es viel mehr Unfällen Gelegenheit bietet und diese nicht ausbleiben. Das Gebäude unseres Glücks verhält sich also in dieser Hinsicht umgekehrt wie alle anderen, als welche auf breitem Fundament am festesten stehen. Seine [materiellen] Ansprüche, im Verhältnis zu seinen Mitteln jeder Art, möglichst niedrig zu stellen, ist demnach der sicherste Weg, großem Unglück zu entgehen. Überhaupt ist es eine der größten und häufigsten Torheiten, dass man weitläufige Anstalten zum Leben macht, in welcher Art auch immer dies geschehe. Bei solchen nämlich ist zuvörderst auf ein ganzes und volles [lang andauerndes] Menschenleben gerechnet, welches jedoch sehr wenige erreichen. Sodann fällt es, selbst wenn sie so lange leben, doch für die gemachten Pläne zu kurz aus; da deren Ausführung immer sehr viel mehr Zeit erfordert, als angenommen war: ferner sind solche, wie alle menschlichen Dinge, dem Misslingen, den Hindernissen so vielfach ausgesetzt, dass sie sehr selten zum Ziel gebracht werden. Schließlich, wenn zuletzt auch alles erreicht wird, so waren die [geistigen] Verwandlungen, welche die Zeit an uns selbst hervorbringt, außer Acht und Rechnung gelassen; also nicht bedacht worden, dass weder zum Leisten noch zum Genießen unsere Fähigkeiten das ganze Leben hindurch vorhalten. Daher

kommt es, dass wir oft auf Dinge hinarbeiten, welche, wenn schließlich erlangt, uns nicht mehr angemessen sind; wie auch, dass wir mit den Vorarbeiten zu einem Werk die Jahre hinbringen, welche derweilen unvermerkt uns die Kräfte zur Ausführung desselben rauben. So geschieht es denn oft, dass der mit so langer Mühe und vieler Gefahr erworbene Reichtum uns nicht mehr genießbar ist und wir für andere gearbeitet haben; oder auch, dass wir den durch vieljähriges Treiben und Trachten schließlich erreichten Posten auszufüllen nicht mehr im Stande sind: die Dinge sind zu spät für uns gekommen. Oder auch umgekehrt, wir kommen zu spät mit den Dingen; da nämlich, wo es sich um Leistungen, oder Produktionen handelt: der Geschmack der Zeit hat sich geändert; ein neues Geschlecht ist herangewachsen, welches an den Sachen keinen Anteil nimmt; andere sind, auf kürzeren Wegen, uns zuvorgekommen u. s. f. Alles unter dieser Nummer Angeführte hat Horaz im Sinne, wenn er sagt: *quid aeternis minorem consiliis animum fatigas?* [Was ermüdest du den viel zu schwachen Geist mit ewigen Plänen?]

Der Anlass zu diesem häufigen Missgriff ist die unvermeidliche optische Täuschung des geistigen Auges, vermöge welcher das Leben, vom Eingang aus gesehen, endlos, aber wenn man vom Ende der Bahn zurückblickt, sehr kurz erscheint. Freilich hat sie ihr Gutes: denn ohne sie käme schwerlich etwas Großes zu Stande. Überhaupt aber ergeht es uns im Leben wie dem Wanderer, vor welchem, indem er vorwärts schreitet, die Gegenstände andere Gestalten annehmen, als die sie von ferne zeigten, und sich gleichsam verwandeln, indem er sich nähert. Besonders geht es mit unseren Wünschen so. Oft finden wir etwas ganz Anderes, ja, Besseres, als wir suchten; oft auch das Gesuchte selbst auf einem ganz anderen Weg, als den wir zuerst vergeblich danach eingeschlagen hatten. Zumal wird uns oft da, wo wir Genuss, Glück, Freude suchten, statt ihrer Belehrung, Einsicht, Erkenntnis, ein bleibendes, wahrhaftes Gut, statt eines vergänglichlichen und scheinbaren. Dies ist auch der Gedanke, welcher im >Wilhelm Meister< [Werk Goethes] als Grundbass durchgeht, indem dieser ein intellektueller Roman und eben dadurch höherer Art ist als alle übrigen, sogar die von Walter Scott, als welche sämtlich nur ethisch sind, d. h. die menschliche Natur bloß von der Willens-Seite auffassen. Ebenfalls in der Zauberflöte, dieser grotesken, aber bedeutsamen und vieldeutigen Hieroglyphe, ist jener selbe Grundgedanke, in großen und groben Zügen, wie die der Theaterdekorationen sind, symbolisiert; sogar würde er es vollkommen sein, wenn, am Schluss, der Tamino, vom Wunsch, die Tamina zu besitzen, zurück gebracht, statt ihrer, allein die Weihe im Tempel der Weisheit verlangte und erhielt; hingegen seinem notwendigen Gegensatz, dem Papageno, richtig seine Papagena würde.

Vorzügliche und edle Menschen werden jener Erziehung des Schicksals bald inne und fügen sich bildsam und dankbar in dieselbe: Sie sehen ein, dass in der Welt wohl Belehrung, aber nicht [viel] Glück zu finden sei, werden es sonach gewohnt und zufrieden, Hoffnungen gegen Einsichten zu vertauschen, und sagen schließlich mit Petrarca: *Altro diletto, che 'mparar, non provo.* [Kein anderes Glück empfinde ich als zu lernen.]

Es kann damit sogar dahin kommen, dass sie [die vorzüglichen und vernünftigen Menschen] ihren Wünschen und Bestrebungen gewissermaßen nur noch zum Schein und tändelnd nachgehen, eigentlich aber und im Ernst ihres Inneren, bloß Belehrung erwarten; welches ihnen alsdann einen beschaulichen, genialen, erhabenen Anstrich gibt. Man kann in diesem Sinne auch sagen, es gehe uns wie den Alchemisten, welche, indem sie nach Gold suchten, Schießpulver, Porzellan, Arzneien, ja Naturgesetze entdeckten.

## B. Unser Verhalten gegen uns selbst

4. Wie der Arbeiter, welcher ein Gebäude aufführen hilft, den Plan des Ganzen entweder nicht kennt, oder doch nicht immer gegenwärtig hat; so verhält der Mensch, indem er die einzelnen Tage und Stunden seines Lebens abspinnt, sich zum Ganzen seines Lebenslaufes und des Charakters desselben. Je würdiger, bedeutender, planvoller und individueller dieser ist; desto mehr ist es nötig und wohlthätig, dass der verkleinerte Grundriss desselben, der Plan, ihm bisweilen vor die Augen komme. Freilich gehört auch dazu, dass er einen kleinen Anfang im gnothi sauton [im erkenne dich selbst] gemacht habe, also wisse, was er eigentlich, hauptsächlich und vor allem anderen will, was also für sein Glück das Wesentlichste ist, sodann was die zweite und dritte Stelle nach diesem einnimmt; wie auch, dass er erkenne, welches, im Ganzen, sein Beruf, seine Rolle und sein Verhältnis zur Welt ist. Ist nun dieses bedeutender und grandioser Art; so wird der Anblick des Planes seines Lebens, im verjüngten Maßstab, ihn, mehr als irgend etwas, stärken, aufrichten, erheben, zur Tätigkeit ermuntern und von Abwegen zurückhalten. Wie der Wanderer erst, wenn er auf einer Höhe angekommen ist, den zurückgelegten Weg, mit allen seinen Wendungen und Krümmungen, im Zusammenhang überblickt und erkennt; so erkennen wir erst am Ende einer Periode unseres Lebens, oder gar des ganzen, den wahren Zusammenhang unserer Taten, Leistungen und Werke, die genaue Konsequenz und Verkettung, ja, auch den Wert derselben. Denn, so lange wir darin begriffen sind, handeln wir nur immer nach den feststehenden Eigenschaften unseres Charakters, unter dem Einfluss der Motive, und nach dem Maße unserer Fähigkeiten, also durchweg mit Notwendigkeit, indem wir in jedem Augenblick bloß tun, was uns jetzt eben das Rechte und Angemessene scheint. Erst der Erfolg zeigt, was dabei herausgekommen ist, und der Rückblick auf den ganzen Zusammenhang das Wie und Wodurch. Daher eben auch sind wir, während wir die größten Taten vollbringen, oder unsterbliche Werke schaffen, uns derselben nicht als solcher bewusst, sondern bloß als des unseren gegenwärtigen Zwecken Angemessenen, unseren dermaligen Absichten Entsprechenden, also jetzt gerade Rechten: Aber erst aus dem Ganzen in seinem Zusammenhang leuchtet nachher unser Charakter und unsere Fähigkeiten hervor; und im Einzelnen sehen wir dann, wie wir, als wäre es durch Inspiration geschehen, den einzig richtigen Weg, unter tausend Abwegen, eingeschlagen haben, von unserem [guten] Genius geleitet. Dies alles gilt vom Theoretischen, wie vom Praktischen, und im umgekehrten Sinne vom Schlechten und Verfehlten.

5. Ein wichtiger Punkt der Lebensweisheit besteht in dem richtigen Verhältnis, in welchem wir unsere Aufmerksamkeit teils der Gegenwart, teils der Zukunft widmen, damit nicht die eine uns die andere verderbe. Viele leben zu sehr in der Gegenwart, das sind die Leichtsinrigen; andere zu sehr in der Zukunft, das sind die Ängstlichen und Besorglichen. Selten wird einer genau das rechte Maß halten. Diejenigen welche, mittelst Streben und Hoffen, nur in der Zukunft leben, immer vorwärts sehen und mit Ungeduld den kommenden Dingen entgegenzueilen, als welche einzig und allein das wahre Glück bringen sollen, inzwischen aber die Gegenwart unbeachtet und ungenossen vorbeiziehen lassen, sind trotz ihren altklugen Mienen jenen Eseln in Italien zu vergleichen, deren Schritt dadurch beschleunigt wird, dass über ihrem Kopf an einem Stock ein Bündel Heu hängt, das sie daher stets dicht vor sich sehen und zu erreichen hoffen. Denn sie betrügen sich selbst um ihr ganzes Dasein, indem sie stets nur ad interim [nur vorläufig] leben, bis sie tot sind. Statt also mit den Plänen und Sorgen für die Zukunft ausschließlich und immerdar beschäftigt zu sein, oder aber uns der Sehnsucht nach der Vergangenheit hinzugeben, sollten wir nie vergessen, dass die

Gegenwart allein real und allein gewiss ist; hingegen die Zukunft fast immer anders ausfällt, als wir sie denken; ja, auch die Vergangenheit anders war; und zwar so, dass es mit beiden im Ganzen weniger auf sich hat, als es uns scheint. Denn die Ferne, welche dem Auge die Gegenstände verkleinert, vergrößert sie dem Gedanken. Die Gegenwart allein ist wahr und wirklich: sie ist die real erfüllte Zeit, und ausschließlich in ihr liegt unser Dasein. Daher sollten wir sie stets einer heiteren Aufnahme würdigen, folglich jede erträgliche und von unmittelbaren Widerwärtigkeiten, oder Schmerzen, freie Stunde mit Bewusstsein als solche genießen, d. h. sie nicht trüben durch verdrießliche Gesichter über verfehlte Hoffnungen in der Vergangenheit, oder Besorgnisse für die Zukunft. Denn es ist durchaus töricht, eine gute gegenwärtige Stunde von sich zu stoßen, oder sie sich mutwillig zu verderben, aus Verdruss über das Vergangene, oder Besorgnis wegen des Kommenden. Der Sorge, ja selbst der Reue sei ihre bestimmte Zeit gewidmet; danach aber soll man über das Geschehene denken:

*Aber so sehr es uns kränkte, wir wollen es lassen geschehen sein,  
Und so schwer es uns wird, den Unmut zähmen im Herzen.*

und über das Künftige:

*Und das liegt im Schoße der Götter,*

hingegen über die Gegenwart: Singulas dies singulas vitas puta [Jeden einzelnen Tag sieh als ein besonderes Leben an (Seneca)] und diese allein reale Zeit sich so angenehm wie möglich machen.

Uns zu beunruhigen sind bloß solche künftige Übel berechtigt, welche gewiss sind und deren Eintrittszeit ebenfalls gewiss ist. Dies werden aber sehr wenige sein: denn die Übel sind entweder bloß möglich, allenfalls wahrscheinlich, oder sie sind zwar gewiss, allein ihre Eintrittszeit ist völlig ungewiss. Lässt man nun auf diese beiden Arten sich ein; so hat man keinen ruhigen Augenblick mehr. Um also nicht der Ruhe unseres Lebens durch ungewisse, oder unbestimmte Übel verlustig zu werden, müssen wir uns gewöhnen, jene anzusehen, als kämen sie nie; diese, als kämen sie gewiss nicht sobald.

Je mehr nun aber einem [Menschen] die Furcht Ruhe lässt, desto mehr beunruhigen ihn die Wünsche, die Begierden und Ansprüche. Goethes so beliebtes Lied „Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt“ besagt eigentlich, dass erst nachdem der Mensch aus allen möglichen Ansprüchen herausgetrieben und auf das nackte, kahle Dasein zurückgewiesen ist, er derjenigen Geistesruhe teilhaftig wird, welche die Grundlage des menschlichen Glücks ausmacht, indem sie nötig ist, um die Gegenwart, und somit das ganze Leben, genießbar zu finden. Zu eben diesem Zweck sollten wir stets eingedenk sein, dass der heutige Tag nur ein Mal kommt und nimmer wieder. Aber wir wähnen, er komme morgen wieder: morgen ist jedoch ein anderer Tag, der auch nur ein Mal kommt. Wir aber vergessen, dass jeder Tag ein integrierender und daher unersetzlicher Teil des Lebens ist, und betrachten ihn vielmehr als unter demselben so enthalten, wie die Individuen unter dem Gemeinbegriff. - Ebenfalls würden wir die Gegenwart besser würdigen und genießen, wenn wir, in guten und gesunden Tagen, uns stets bewusst wären, wie in Krankheiten oder Betrübnissen die Erinnerung uns jede schmerz- und entbehrungslose Stunde als unendlich beneidenswert, als ein verlorenes Paradies, als einen verkannten Freund vorhält. Aber wir verleben unsere schönen Tage, ohne sie zu bemerken: erst wann die schlimmen kommen, wünschen wir jene zurück. Tausend heitere, angenehme Stunden lassen wir, mit verdrießlichem Gesicht, ungenossen an uns vorüberziehen, um nachher, zur trüben Zeit, mit vergeblicher Sehnsucht ihnen nachzuseufzen. Statt dessen sollten wir jede erträgliche Gegenwart, auch die alltägliche, welche wir jetzt so gleichgültig vorüberziehen lassen, und wohl gar



noch ungeduldig nachschieben, in Ehren halten, stets eingedenk, dass sie eben jetzt hinüber geht in jene Apotheose der Vergangenheit, wo selbst sie fortan, vom Licht der Unvergänglichkeit umstrahlt, vom Gedächtnis aufbewahrt wird, um, wann dieses eintritt, besonders zur schlimmen Stunde, den Vorhang lüftet, als ein Gegenstand unserer innigen Sehnsucht sich darzustellen.

6. Alle Beschränkung beglückt. Je enger unser Gesichtskreis, Wirkungskreis und Berührungskreis, desto glücklicher sind wir: je weiter, desto öfter fühlen wir uns gequält, oder geängstigt. Denn mit ihm vermehren und vergrößern sich die Sorgen, Wünsche und Schrecknisse. Darum sind sogar Blinde nicht so unglücklich, wie es uns a priori scheinen muss: dies bezeugt die sanfte, fast heitere Ruhe in ihren Gesichtszügen. Auch beruht es zum Teil auf dieser Regel, dass die zweite Hälfte des Lebens trauriger ausfällt als die erste. Denn im Laufe des Lebens wird der Horizont unserer Zwecke und Beziehungen immer weiter. In der Kindheit ist er auf die nächste Umgebung und die engsten Verhältnisse beschränkt; im Jünglingsalter reicht er schon bedeutend weiter; im Mannesalter umfasst er unseren ganzen Lebenslauf, ja, erstreckt sich oft auf die entferntesten Verhältnisse, auf Staaten und Völker; im Greisenalter umfasst er die Nachkommen. Jede Beschränkung hingegen, sogar die geistige, ist unserem Glück förderlich. Denn je weniger Erregung des Willens, desto weniger Leiden: und wir wissen, dass das Leiden das Positive, das Glück bloß negativ ist. Beschränktheit des Wirkungskreises benimmt dem Willen die äußeren Veranlassungen zur Erregung; Beschränktheit des Geistes die inneren. Nur hat das Letztere den Nachteil, dass sie der Langeweile die Tür öffnet, welche mittelbar die Quelle unzähliger Leiden wird, indem man, um nur sie zu bannen, nach allem greift, also Zerstreuung, Gesellschaft, Luxus, Spiel, Trunk u. s. w. versucht, welche jedoch Schaden, Ruin und Unglück jeder Art herbeiziehen. Difficilis in otio quies [Schwer ist in der Muße die Ruhe]. Wie sehr hingegen die äußere Beschränkung dem menschlichen Glück, so weit es gehen kann, förderlich, ja, notwendig ist, ist daran ersichtlich, dass die einzige Dichtungsart, welche glückliche Menschen zu schildern unternimmt, das Idyll, sie stets und wesentlich in höchst beschränkter Lage und Umgebung darstellt. Das Gefühl der Sache liegt auch unserem Wohlgefallen an den sogenannten Genre-Bildern zum Grunde. Demgemäß wird die möglichste Einfachheit unserer Verhältnisse und sogar die Einförmigkeit der Lebensweise, so lange sie nicht Langeweile erzeugt, beglücken; weil sie das Leben selbst, folglich auch die ihm wesentliche Last, am wenigsten spüren lässt; es fließt dahin, wie ein Bach, ohne Wellen und Strudel.

7. In Hinsicht auf unser Wohl und Weh kommt es in letzter Instanz darauf an, womit das Bewusstsein erfüllt und beschäftigt ist. Hier wird nun im Ganzen jede rein intellektuelle Beschäftigung dem ihrer fähigen Geist viel mehr leisten, als das wirkliche [reale] Leben, mit seinem beständigen Wechsel des Gelingens und Misslingens, nebst seinen Erschütterungen und Plagen. Nur sind dazu freilich schon überwiegende geistige Anlagen erfordert. Sodann ist hierbei zu bemerken, dass, wie das nach außen tätige Leben uns von den Studien zerstreut und ablenkt, auch dem Geist die dazu erforderliche Ruhe und Sammlung benimmt; ebenso andererseits die anhaltende Geistesbeschäftigung zum Treiben und Tummeln des wirklichen Lebens mehr oder weniger untüchtig macht; daher ist es ratsam, dieselbe [die Geistesbeschäftigung] auf eine Weile ganz einzustellen, wenn Umstände eintreten, die irgendwie eine energische praktische Tätigkeit erfordern.

8. Um mit vollkommener Besonnenheit zu leben und aus der eigenen Erfahrung

alle Belehrung, die sie enthält, herauszuziehen, ist es erforderlich, dass man oft zurückdenkt und was man erlebt, getan, erfahren und dabei empfunden hat rekapituliert, auch sein ehemaliges Urteil mit seinem gegenwärtigen, seinen Vorsatz und Streben mit dem Erfolg und der Befriedigung durch denselben vergleiche. Dies ist die Repetition des Privatissimums, welches jedem die Erfahrung liest. Auch lässt die eigene Erfahrung sich ansehen als der Text; Nachdenken und Kenntnisse als der Kommentar dazu. Viel Nachdenken und Kenntnisse, bei wenig Erfahrung, gleicht den Ausgaben [Büchern], deren Seiten zwei Zeilen Text und vierzig Zeilen Kommentar darbieten. Viel Erfahrung, bei wenig Nachdenken und geringen Kenntnissen, gleicht den bipontinischen [den Zweibrückischen] Ausgaben ohne Fußnoten, welche Vieles unverstanden lassen.

Auf die hier gegebene Empfehlung zielt auch die Regel des Pythagoras, dass man abends, vor dem Einschlafen, durchmustern solle, was man den Tag über getan hat. Wer im Getümmel der Geschäfte, oder Vergnügungen, dahinlebt, ohne je seine Vergangenheit zu ruminieren [über seine Vergangenheit nachzusinnen], vielmehr nur immerfort sein Leben abhaspelt, dem geht die klare Besonnenheit verloren: sein Gemüt wird ein Chaos, und eine gewisse Verworrenheit kommt in seine Gedanken, von welcher alsbald das Abrupte, Fragmentarische, gleichsam Kleingehackte seiner Konversation zeugt. Dies ist um so mehr der Fall, je größer die äußere Unruhe, die Menge der Eindrücke, und je geringer die innere Tätigkeit seines Geistes ist.

Hierher gehört die Bemerkung, dass, nach längerer Zeit und nachdem die Verhältnisse und Umgebungen, welche auf uns einwirkten, vorübergegangen sind, wir nicht vermögen, unsere damals durch sie erregte Stimmung und Empfindung uns zurückzurufen und zu erneuern: wohl aber können wir unserer eigenen, damals von ihnen hervorgerufenen Äusserungen uns erinnern. Diese nun sind das Resultat, der Ausdruck und der Maßstab jener. Daher sollte das Gedächtnis, oder das Papier, dergleichen, aus denkwürdigen Zeitpunkten, sorgfältig aufbewahren. Hierzu sind Tagebücher sehr nützlich.

## [Über die Einsamkeit]

9. Sich selber genügen, sich selber alles in allem sein, und sagen können: omnia mea mecum porto [all meinen Besitz trage ich bei mir], ist gewiss für unser Glück die förderlichste Eigenschaft. Daher kann der Ausspruch des Aristoteles „Das Glück gehört den Genügsamen“ (Quelle: Nikomachische Ethik 7, 2) nicht oft genug wiederholt werden. Auch ist es im wesentlichen derselbe Gedanke, den, in einer überaus artigen Wendung, die Sentenz Chamforts ausdrückt, welche ich dieser Abhandlung als Motto vorgesetzt habe.<sup>3</sup> Denn teils darf man, mit einiger Sicherheit, auf niemand zählen, als auf sich selbst, und teils sind die Beschwerden und Nachteile, die Gefahr und der Verdruss, welche die Gesellschaft mit sich führt, unzählig und unausweichbar.

Kein verkehrterer Weg zum Glück, als das Leben in der großen Welt, in Saus und Braus (high life): denn es bezweckt, unser elendes Dasein in eine Sukzession [Abfolge] von Freude, Genuss, Vergnügen zu verwandeln, wobei die Enttäuschung nicht ausbleiben kann; so wenig, wie bei der obligaten Begleitung dazu, dem gegenseitigen einander Belügen.<sup>4</sup>

3 Fußnote Hrsg.: „Das Glück ist keine leichte Sache: Es ist sehr schwer, es in uns, und unmöglich, es anderswo zu finden.“

4 Fußnote Schopenhauer: Wie unser Körper in die Gewänder, so ist unser Geist in Lügen gehüllt. Unser Reden, Tun, unser ganzes Wesen, ist lügenhaft: erst durch diese Hülle hindurch kann man bisweilen

Zunächst erfordert jede Gesellschaft notwendig eine gegenseitige Akkommodation [Anpassung] und Temperatur: daher wird sie je größer desto fader. Ganz er selbst sein, darf jeder nur so lange als er allein ist; wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit: Denn nur wenn man allein ist, ist man frei. Zwang ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft, und jede fordert Opfer, die um so schwerer fallen, je bedeutender die eigene Individualität ist. Demgemäß wird jeder in genauer Proportion zum Wert seines eigenen Selbst die Einsamkeit entweder fliehen, ertragen, oder lieben. Denn in ihr fühlt der Jämmerliche seine ganze Jämmerlichkeit, der große Geist seine ganze Größe, kurz, jeder sich als was er ist. Ferner, je höher einer auf der Rangliste der Natur steht, desto einsamer steht er, und zwar wesentlich und unvermeidlich. Dann aber ist es eine Wohltat für ihn, wenn die physische Einsamkeit der geistigen entspricht: widrigenfalls dringt die häufige Umgebung heterogener Wesen störend, ja feindlich auf ihn ein, raubt ihm sein Selbst und hat nichts als Ersatz dafür zu geben. Sodann, während die Natur zwischen Menschen die weiteste Verschiedenheit im Moralischen und Intellektuellen gesetzt hat, stellt die Gesellschaft, diese für nichts achtend, sie alle gleich; oder vielmehr sie setzt an ihre Stelle die künstlichen [äußerlichen] Unterschiede und Stufen des Standes und Ranges, welche der Rangliste der Natur sehr oft diametral entgegen laufen. Bei dieser Anordnung stehen sich diejenigen, welche die Natur niedrig gestellt hat, sehr gut; die Wenigen aber, welche sie hoch stellte, kommen dabei zu kurz; daher diese sich der Gesellschaft zu entziehen pflegen, weil in jeder, sobald sie zahlreich ist, das Gemeine vorherrscht. Was den großen Geistern die Gesellschaft verleidet, ist die Gleichheit der Rechte, folglich der Ansprüche, bei der Ungleichheit der Fähigkeiten, folglich der (gesellschaftlichen) Leistungen der anderen. Die sogenannte gute Sozietät lässt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht die geistigen, diese sind sogar Contrebande [Schmuggelware]. Sie verpflichtet uns, gegen jede Torheit, Narrheit, Verkehrtheit und Stumpfheit grenzenlose Geduld zu beweisen; persönliche Vorzüge hingegen sollen sich Verzeihung erbetteln, oder sich verbergen; denn die geistige Überlegenheit verletzt durch ihre bloße Existenz, ohne alles Zutun des Willens. Demnach hat die [gegenwärtige] Gesellschaft, welche man die gute [die höhere und feine Gesellschaft] nennt, nicht nur den Nachteil, dass sie uns Menschen etwas darbietet, das wir nicht loben und lieben können, sondern sie lässt auch nicht zu, dass wir selbst sind, wie es unserer Natur angemessen ist; vielmehr nötigt sie uns, des Einklanges mit den anderen wegen, [geistig] einzuschumpfen, oder gar uns selbst zu verunstalten. Geistreiche Reden oder Einfälle gehören nur vor geistreiche Gesellschaft: In der gewöhnlichen sind sie geradezu verhasst; denn um in dieser zu gefallen, ist durchaus notwendig, dass man platt und borniert ist. In solcher Gesellschaft müssen wir daher, mit schwerer Selbstverleugnung, drei Viertel unseres Selbst aufgeben, um uns den anderen zu verähnlichen. Dafür haben wir dann freilich die anderen [zu Freunden]: aber je mehr eigenen Wert einer hat, desto mehr wird er finden, dass hier der Gewinn den Verlust nicht deckt und das Geschäft zu seinem Nachteil ausschlägt; weil die Leute in der Regel insolvent sind, d. h. in ihrem Umgang nichts haben, das für die Langweiligkeit, die Beschwerden und Unannehmlichkeiten desselben und für die Selbstverleugnung, die er [der Umgang mit Andersdenkenden] auferlegt, schadlos hielte; demnach ist die allermeiste Gesellschaft so beschaffen, dass derjenige, der sie gegen die Einsamkeit vertauscht, keinen guten Handel macht. Dazu kommt noch, dass die Gesellschaft, um die echte, d. i. die geistige Überlegenheit, welche sie nicht verträgt und die auch schwer zu finden ist, zu ersetzen, eine falsche, konventionelle, auf willkürlichen Satzungen beruhende und traditionell unter den höheren Ständen sich fortpflanzende, auch, wie die Parole, veränderliche

---

unsere wahre Gesinnung erraten, wie durch die Gewänder hindurch die Gestalt des Leibes.

Überlegenheit beliebig angenommen hat: diese ist, was guter Ton, bon ton, fashionableness genannt wird. Wenn sie jedoch einmal mit der echten in Kollision gerät, zeigt sich ihre Schwäche. Zudem: quand le bon ton arrive, le bon sens se retire [wenn der gute Ton kommt, geht der gesunde Verstand].

Überhaupt aber kann jeder im vollkommensten Einklang nur mit sich selbst stehen; nicht mit seinem Freund, nicht mit seiner Geliebten: denn die Unterschiede der Individualität und Stimmung führen allemal eine, wenn auch geringe, Dissonanz herbei. Daher ist der wahre, tiefe Friede des Herzens und die vollkommene Gemütsruhe, dieses nächst der Gesundheit höchste irdische Gut, allein in der Einsamkeit zu finden; und als dauerhafte Stimmung nur in der tiefsten Zurückgezogenheit. Ist dann das eigene Selbst groß und reich, so genießt man den glücklichsten Zustand, der auf dieser armen Erde gefunden werden mag. Ja, es sei gerade heraus gesagt: so eng auch Freundschaft, Liebe und Ehe Menschen verbinden, ganz ehrlich meint jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kind. Je weniger einer, in Folge objektiver oder subjektiver Bedingungen, nötig hat, mit den Menschen in Berührung zu kommen, desto besser ist er daran. Die Einsamkeit und Öde lässt alle Übel auf ein Mal, wenn auch nicht empfinden, doch übersehen; hingegen die Gesellschaft ist insidiös: sie verbirgt hinter dem Schein der Kurzweil, der Mitteilung, des geselligen Genusses u. s. f. große, oft unheilbare Übel. Ein Hauptstudium der Jugend sollte [daher] sein, die Einsamkeit ertragen zu lernen; weil sie eine Quelle des Glücks, der Gemütsruhe ist. Aus diesem allen nun folgt, dass der am besten daran ist, der nur auf sich selbst gerechnet hat und sich selber alles in allem sein kann; sogar sagt Cicero: Nemo potest non beatissimus esse, qui est totus aptus ex sese, quique in se uno ponit omnia. [Es ist unmöglich, dass einer nicht am glücklichsten ist, wenn er ganz von sich abhängt, und in sich allein alles hat.] (Quelle: >Stoische Paradoxien<. II.) Zudem, je mehr einer an sich selber hat, desto weniger können andere ihm sein. Ein gewisses Gefühl von Allgenügsamkeit ist es, welches die Leute von innerem Wert und Reichtum abhält, der Gemeinschaft mit anderen die bedeutenden Opfer, welche sie verlangt, zu bringen, geschweige dieselbe mit merklicher Selbstverleugnung zu suchen. Das Gegenteil hiervon macht die gewöhnlichen Leute so gesellig und akkommodant [anpassungsfähig]: es fällt ihnen nämlich leichter, andere zu ertragen, als sich selbst. Noch kommt hinzu, dass das, was wirklichen Wert hat, in der Welt nicht geachtet wird; und was [von den meisten] geachtet wird, keinen Wert hat. Hiervon ist die Zurückgezogenheit jedes Würdigen und Ausgezeichneten der Beweis und die Folge. Diesem allen nach wird es in dem, der etwas Rechtes an sich selber hat, echte Lebensweisheit sein, wenn er erforderlichen Falls seine Bedürfnisse einschränkt, um nur seine Freiheit zu wahren oder zu erweitern, und demnach mit seiner Person, da sie unvermeidliche Verhältnisse zur Menschenwelt hat, so kurz wie möglich sich abfindet.

Was nun andererseits die Menschen gesellig macht, ist ihre Unfähigkeit, die Einsamkeit, und in dieser sich selbst, zu ertragen. Innere Leere und Überdruß sind es, von denen sie sowohl in die Gesellschaft, wie in die Fremde und auf Reisen getrieben werden. Ihrem Geist mangelt es an Federkraft [Spannkraft], sich eigene Bewegung zu verschaffen: daher suchen sie Erhöhung derselben durch Wein und so werden viele auf diesem Weg zu Trunkenbolden. Eben daher bedürfen sie der steten Erregung von außen und zwar der stärksten, d. i. der durch Wesen ihres Gleichen. Ohne diese sinkt ihr Geist unter seiner eigenen Schwere zusammen und verfällt in eine drückende Lethargie.<sup>5</sup>

5 Fußnote Schopenhauer: Bekanntlich werden Übel dadurch erleichtert, dass man sie gemeinschaftlich erträgt: zu diesen scheinen die Leute die Langeweile zu zählen; daher sie sich zusammensetzen, um sich gemeinschaftlich zu langweilen. Wie die Liebe zum Leben im Grunde nur Furcht vor dem Tode ist, so ist auch der Geselligkeitstrieb der Menschen im Grunde kein direkter, beruht nämlich nicht auf Liebe zur Gesellschaft, sondern auf Furcht vor der Einsamkeit, indem es nicht sowohl die holdselige

Imgleichen ließe sich sagen, dass jeder von ihnen nur ein kleiner Bruchteil der Idee der Menschheit ist, daher er vieler Ergänzung durch andere bedarf, damit einigermaßen ein volles menschliches Bewusstsein herauskomme: Hingegen wer ein ganzer Mensch ist, ein Mensch par excellence, der stellt eine Einheit und keinen Bruchteil dar, hat daher an sich selbst genug. Man kann, in diesem Sinne, die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik vergleichen, bei der jedes Horn nur einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt. Denn monoton, wie ein solches eintöniges Horn, ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen: sehen doch viele von ihnen schon aus, als hätten sie immerfort nur einen und denselben Gedanken, unfähig irgend einen anderen zu denken. Hieraus also erklärt sich nicht nur, warum sie so langweilig, sondern auch warum sie so gesellig sind und am liebsten herdenweise einhergehen: The gregariousness of mankind. [Die Herdennatur der Menschen.] Die Monotonie seines eigenen Wesens ist es, die jedem von ihnen unerträglich wird: omnis stultitia laborat fastidio sui [alle Dummheit leidet an ihrem eigenen Überdruß]: nur zusammen und durch die Vereinigung sind sie irgend etwas; wie jene Hornbläser.

Dagegen ist der geistvolle Mensch einem Virtuosen zu vergleichen, der sein Konzert allein ausführt; oder auch dem Klavier. Wie nämlich dieses, für sich allein, ein kleines Orchester, so ist er eine kleine Welt; und was jene alle erst durch das Zusammenwirken sind, stellt er dar in der Einheit seines Bewusstseins. Wie das Klavier, ist er kein Teil der Symphonie, sondern für das Solo und die Einsamkeit geeignet; soll er mit ihnen zusammenwirken, so kann er es nur sein als Prinzipalstimme mit Begleitung, wie das Klavier; oder zum Tonangeben bei Vokalmusik wie das Klavier. Wer Gesellschaft liebt, kann sich aus diesem Gleichnis die Regel abstrahieren, dass was den Personen seines Umgangs an Qualität abgeht durch die Quantität einigermaßen ersetzt werden muss. An einem einzigen geistvollen Menschen kann er Umgang genug haben; ist aber nichts als die gewöhnliche Sorte zu finden, so ist es gut, von dieser recht viele zu haben, damit durch die Mannigfaltigkeit und das Zusammenwirken etwas herauskomme, nach Analogie der besagten Hornmusik; und der Himmel schenke ihm dazu Geduld.

Jener inneren Leere aber und Dürftigkeit der Menschen ist auch dieses zuzuschreiben, dass, wenn einmal, irgend einen edlen, idealen Zweck beabsichtigend, Menschen besserer Art zu einem Verein zusammentreten, alsdann der Ausgang fast immer dieser ist, dass aus jenem plebs der Menschheit, welcher, in zahlloser Menge, wie Ungeziefer, überall alles erfüllt und bedeckt, und stets bereit ist, jedes ohne Unterschied zu ergreifen, um damit seiner Langeweile, wie unter anderen Umständen seinem Mangel zu Hilfe zu kommen, auch dort einige sich einschleichen, oder eindringen und dann bald entweder die ganze Sache zerstören, oder sie so verändern, dass sie ziemlich das Gegenteil der ersten Absicht wird. - Übrigens kann man die Geselligkeit auch betrachten als ein geistiges Erwärmen der Menschen aneinander, gleich jenem körperlichen, welches sie, bei großer Kälte, durch Zusammendrängen hervorbringen. Allein wer selbst viel geistige Wärme hat, bedarf solcher Gruppierung

---

Gegenwart der anderen ist, die gesucht wird, als vielmehr die Öde und Beklommenheit des Alleinseins, nebst der Monotonie des eigenen Bewusstseins, die geflohen wird; welcher zu entgehen man daher auch mit schlechter Gesellschaft vorlieb nimmt, imgleichen das Lästige und den Zwang, den eine jede notwendig mit sich bringt, sich gefallen lässt. Hat hingegen der Widerwille gegen dies alles gesiegt und ist, in Folge davon, die Gewohnheit der Einsamkeit und die Abhärtung gegen ihren unmittelbaren Eindruck eingetreten, so dass sie die oben bezeichneten Wirkungen nicht mehr hervorbringt; dann kann man mit größter Behaglichkeit immerfort allein sein, ohne sich nach Gesellschaft zu sehnen; eben weil das Bedürfnis derselben kein direktes ist und man andererseits sich jetzt an die wohltätigen Eigenschaften der Einsamkeit gewöhnt hat.

nicht. Eine in diesem Sinne von mir erdachte Fabel wird man im 2. Band dieses Werkes finden, im letzten Kapitel. Diesem allen zufolge steht die Geselligkeit eines jeden ungefähr im umgekehrten Verhältnis seines intellektuellen Wertes; und „er ist sehr ungesellig“ sagt beinahe schon „er ist ein Mann von großen Eigenschaften“.

Dem intellektuell hochstehenden Menschen gewährt nämlich die Einsamkeit einen zweifachen Vorteil: Erstens den, mit sich selber zu sein, und zweitens den, nicht mit anderen zusammen sein zu müssen. Diesen letzteren Vorteil wird man hoch anschlagen, wenn man bedenkt, wie viel Zwang, Beschwerde und selbst Gefahr jeder Umgang [mit anderen Menschen] mit sich bringt. „Tout notre mal vient de ne pouvoir être seul“ [All unsere Probleme entstehen dadurch, weil wir nicht alleine sein können], sagt Labruyère. Geselligkeit gehört zu den gefährlichen, ja verderblichen Neigungen, da sie uns in Kontakt bringt mit Wesen, deren große Mehrzahl moralisch schlecht und intellektuell stumpf oder verkehrt ist. Der Ungesellige ist einer, der ihrer nicht bedarf. An sich selber so viel zu haben, dass man der Gesellschaft nicht bedarf, ist schon deshalb ein großes Glück, weil fast alle unsere Leiden aus der Gesellschaft entspringen, und die Geistesruhe, welche, nächst der Gesundheit, das wesentlichste Element unseres Glückes ausmacht, durch jede Gesellschaft gefährdet wird und daher ohne ein bedeutendes Maß von Einsamkeit nicht bestehen kann. Um des Glückes der Geistesruhe teilhaftig zu werden, entsagten die Kyniker jedem Besitz: wer in gleicher Absicht der Gesellschaft entsagt, hat das weiseste Mittel erwählt. Denn so treffend wie schön ist, was Bernardin de St. Pierre sagt: La diète des alimens nous rend la santé du corps, et celle des hommes la tranquillité de l'âme. [Die Enthaltbarkeit in der Nahrung gibt uns die Gesundheit des Körpers, und die Enthaltbarkeit im Umgang mit Menschen die Ruhe der Psyche.] Demnach hat, wer sich zeitig mit der Einsamkeit befreundet, ja, sie lieb gewinnt, eine Goldmine erworben. Aber keineswegs vermag dies jeder. Denn, wie ursprünglich die Not, so treibt, nach Beseitigung dieser, die Langeweile die Menschen zusammen. Ohne beide [ohne Not und Langeweile] bliebe wohl jeder allein; schon weil nur in der Einsamkeit die Umgebung der ausschließlichen Wichtigkeit, ja, Einzigartigkeit entspricht, die jeder in seinen eigenen Augen hat, und welche vom Weltgedränge zu nichts verkleinert wird, und wo sie, bei jedem Schritt, ein schmerzliches dementi erhält. In diesem Sinne ist die Einsamkeit sogar der natürliche Zustand eines jeden: Sie setzt ihn wieder ein als ersten Adam, in das ursprüngliche, seiner [individuellen] Natur angemessene Glück.

Aber hatte doch auch Adam weder Vater, noch Mutter! Daher wiederum ist, in einem anderen Sinne, die Einsamkeit dem Menschen nicht natürlich; sofern er nämlich, bei seinem Eintritt in die Welt, sich nicht allein, sondern zwischen Eltern und Geschwistern, also in Gemeinschaft, gefunden hat. Demzufolge kann die Liebe zur Einsamkeit nicht als ursprünglicher Hang da sein, sondern erst in Folge der Erfahrung und des Nachdenkens entstehen: Und dies wird statt haben, nach Maßgabe der Entwicklung eigener geistiger Kraft, zugleich aber auch mit der Zunahme der Lebensjahre; wonach denn, im Ganzen genommen, der Geselligkeitstrieb eines jeden im umgekehrten Verhältnis seines Alters stehen wird. Das kleine Kind erhebt ein Angst- und Jammergeschrei, sobald es nur einige Minuten allein gelassen wird. Dem Knaben ist das Alleinsein eine große Pönitentz [Bußübung oder Strafe]. Jünglinge gesellen sich leicht zueinander; nur die edleren und hochgesinnten unter ihnen suchen schon bisweilen die Einsamkeit. Jedoch einen ganzen Tag allein zuzubringen wird ihnen noch schwer. Dem Mann hingegen ist dies leicht: Er kann schon viel allein sein, und desto mehr, je älter er wird. Der Greis, welcher aus verschwundenen [weggestorbenen] Generationen allein übrig geblieben und dazu den Lebensgenüssen teils entwachsen, teils abgestorben ist, findet an der Einsamkeit sein eigentliches Element. Immer aber

wird hierbei, in den Einzelnen, die Zunahme der Neigung zur Absonderung und Einsamkeit nach Maßgabe ihres intellektuellen Wertes erfolgen. Denn dieselbe ist, wie gesagt, keine rein natürliche, direkt durch die Bedürfnisse hervorgerufene, vielmehr bloß eine Wirkung gemachter Erfahrung und der Reflexion über solche, namentlich der erlangten Einsicht in die moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit der allermeisten Menschen, bei welcher das Schlimmste ist, dass im einzelnen Individuum die moralischen und die intellektuellen Unvollkommenheiten desselben konspirieren und sich gegenseitig in die Hände arbeiten, woraus dann allerlei höchst widerwärtige Phänomene hervorgehen, welche den Umgang der meisten Menschen ungenießbar, ja, unerträglich machen. So kommt es denn, dass, obwohl in dieser Welt gar vieles recht schlecht ist, doch das Schlechteste darin die Gesellschaft bleibt; so dass selbst Voltaire, der gesellige Franzose, hat sagen müssen: La terre est couverte de gens qui ne méritent pas qu'on leur parle. [Die Erde wimmelt von Menschen, die nicht wert sind, dass man mit ihnen spricht.] Den selben Grund gibt auch der die Einsamkeit so stark und beharrlich liebende, sanftmütige Petrarca für diese Neigung an:

*Ein einsam Leben hab' ich stets gesucht,  
Bach, Feld und Wald wissen davon zu erzählen.  
Vor jenen stumpfen Geistern auf der Flucht,  
Durch die ich nicht den Pfad zum Licht kann wählen.*

In gleichem Sinne führt er die Sache aus in seinem schönen Buch >De vita solitaria<, welches Zimmermanns Vorbild zu seinem berühmten Werke >Über die Einsamkeit< gewesen zu sein scheint. Eben diesen bloß sekundären und mittelbaren Ursprung der Ungeselligkeit drückt, in seiner sarkastischen Weise, Chamfort aus, wenn er sagt: on dit quelquefois d'un homme qui vit seul, il n'aime pas la société. C'est souvent comme si on disait d'un homme, qu'il n'aime pas la promenade, sous le prétexte qu'il ne se promène pas volontiers le soir dans la forêt de Bondy.<sup>6</sup> Aber auch der sanfte und christliche Angelus Silesius sagt, in seiner Weise und mythischen Sprache, ganz dasselbe:

*Herodes ist ein Feind; Joseph der Verstand,  
Dem macht Gott die Gefahr im Traum bekannt.  
Die Welt ist Bethlehem, Ägypten Einsamkeit:  
Flieh, meine Seele! Flieh, sonst stirbst du noch vor Leid.*

In gleichem Sinne lässt sich Giordano Bruno vernehmen: „tanti uomini, che in terra hanno voluto gustare vita celeste, dissero con una voce: ecce elongavi fugiens, et mansi in solitudine.“ [So viele Menschen, die auf Erden das himmlische Leben kosten wollten, sagten mit einer Stimme: Schau weit weg und bleibe in Einsamkeit]. In gleichem Sinne berichtet Sadi, der Perser, im Gulistan, von sich selbst: „Meiner Freunde in Damaskus überdrüssig, zog ich mich in die Wüste bei Jerusalem zurück, um die Gesellschaft der Tiere aufzusuchen.“ Kurz, in gleichem Sinne haben alle geredet, die Prometheus aus besserem Ton geformt hatte. Welchen Genuss kann ihnen der Umgang mit Wesen gewähren, zu denen sie nur vermittelt des Niedrigsten und Unedelsten in ihrer eigenen Natur, nämlich des Alltäglichen, Trivialen und Gemeinen darin, irgend Beziehungen haben, die eine Gemeinschaft begründen, und denen, weil sie nicht zu ihrem Niveau sich erheben können, nichts übrig bleibt, als sie zu dem ihrigen herabzuziehen, was demnach ihr Trachten wird. Sonach ist es ein aristokratisches Gefühl, welches den Hang zur Absonderung und Einsamkeit nährt. Alle Lumpe sind gesellig zum Erbarmen: dass hingegen ein Mensch edlerer Art ist, zeigt sich zunächst

<sup>6</sup> Fußnote Schopenhauer: Im selben Sinne sagt Saadi, im Gulistan (s. die Übers. v. Graf p, 65): „Seit dieser Zeit haben wir von der Gesellschaft Abschied genommen und uns den Weg der Absonderung vorgenommen: denn die Sicherheit ist in der Einsamkeit.“

daran, dass er kein Wohlgefallen an den Übrigen hat, sondern mehr und mehr die Einsamkeit ihrer Gesellschaft vorzieht und dann allmählich, mit den Jahren, zu der Einsicht gelangt, dass es, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Welt nur die Wahl gibt zwischen Einsamkeit und Gemeinheit. Sogar auch dieses, so hart es klingt, hat selbst Angelus Silesius, seiner christlichen Milde und Liebe ungeachtet, nicht ungesagt lassen können:

*Die Einsamkeit ist nötig; doch sei nur nicht gemein:*

*So kannst du überall in einer Wüste sein.*

Was nun aber gar die großen Geister betrifft, so ist es wohl natürlich, dass diese eigentlichen Erzieher des ganzen Menschengeschlechtes zu häufiger Gemeinschaft mit den Übrigen so wenig Neigung fühlen, als den Pädagogen anwandelt, sich in das Spiel der ihn umlärmenden Kinderherde zu mischen. Denn sie, die auf die Welt gekommen sind, um sie auf dem Meer ihrer Irrtümer der Wahrheit zuzulenken und aus dem finsternen Abgrund ihrer Rohheit und Gemeinheit nach oben, dem Licht zu, der Bildung und Veredlung entgegen zu ziehen, sie müssen zwar unter ihnen leben, ohne jedoch eigentlich zu ihnen zu gehören, fühlen sich daher von Jugend auf als merklich von den anderen verschiedene Wesen, kommen aber erst allmählich mit den Jahren zur deutlichen Erkenntnis der Sache, wonach sie dann Sorge tragen, dass zu ihrer geistigen Entfernung von den andern auch die physische komme, und keiner ihnen nahe rücken darf, er sei denn schon selbst ein mehr oder weniger Eximierter [Ausgenommener] von der allgemeinen Gemeinheit.

Aus diesem allen ergibt sich also, dass die Liebe zur Einsamkeit nicht direkt und als ursprünglicher Trieb auftritt, sondern sich indirekt, vorzüglich bei edleren Geistern und erst nach und nach entwickelt, nicht ohne Überwindung des natürlichen Geselligkeitstriebes, ja, unter gelegentlicher Opposition mephistophelischer Einflüsterung:

*Hör' auf, mit deinem Gram zu spielen,*

*Der, wie ein Geier, dir am Leben frisst:*

*Die schlechteste Gesellschaft lässt dich fühlen,*

*Dass du ein Mensch mit Menschen bist.*

Einsamkeit ist das Los aller hervorragenden Geister; sie werden sie bisweilen beseufzen, aber stets als das kleinere von zwei Übeln erwählen. Mit zunehmendem Alter wird jedoch das sapere aude [wage es, weise zu sein] immer leichter und natürlicher, und in den sechziger Jahren [des Lebens] ist der Trieb zur Einsamkeit ein wirklich naturgemäßer, ja instinktartig. Denn jetzt vereinigt sich alles, ihn zu befördern. Der stärkste Zug zur Geselligkeit, Frauenliebe und Geschlechtstrieb, wirkt nicht mehr [so stark]; ja, die Geschlechtslosigkeit des Alters legt den Grund zu einer gewissen Selbstgenügsamkeit, die allmählich den Geselligkeitstrieb überhaupt absorbiert. Von tausend Täuschungen und Torheiten ist man zurückgekommen; das aktive Leben ist meistens abgetan, man hat nichts mehr zu erwarten, hat keine Pläne und Absichten mehr; die Generation, der man eigentlich angehört, lebt [fast] nicht mehr; von einem fremden [jüngeren] Geschlecht umgeben, steht man schon objektiv und wesentlich allein. Dabei hat der Flug der Zeit sich beschleunigt, und geistig möchte man sie [die Zeit] noch nutzen. Denn, wenn nur der Kopf seine Kraft behalten hat, so machen jetzt die vielen erlangten Kenntnisse und Erfahrungen, die allmählich vollendete Durcharbeitung aller Gedanken und die große Übungsfertigkeit aller Kräfte das Studium jeder Art interessanter und leichter als jemals. Man sieht klar in tausend Dingen, die früher noch wie im Nebel lagen: Man gelangt zu Resultaten und fühlt seine ganze Überlegenheit. In Folge langer Erfahrung hat man aufgehört, von den [meisten] Menschen viel zu erwarten; da sie, im Ganzen genommen, nicht zu den Leuten gehören,



welche bei näherer Bekanntschaft gewinnen: Vielmehr weiß man, dass, von seltenen Glücksfällen abgesehen, man nichts antreffen wird, als sehr defekte Exemplare der menschlichen Natur, welche es besser ist, unberührt zu lassen. Man ist daher den gewöhnlichen Täuschungen nicht mehr ausgesetzt, merkt jedem bald an, was er ist und wird selten den Wunsch fühlen, nähere Verbindung mit ihm einzugehen. Schließlich ist auch, zumal wenn man an der Einsamkeit eine Freundin der Jugend erkennt, die Gewohnheit der Isolation und des Umgangs mit sich selbst hinzugekommen und zur zweiten Natur geworden. Demnach ist jetzt die Liebe zur Einsamkeit, welche früher dem Geselligkeitstrieb erst abgerungen werden musste, eine ganz natürliche und einfache: Man ist in der Einsamkeit wie der Fisch im Wasser. Daher fühlt jede vorzügliche, folglich den übrigen unähnliche, mithin allein stehende Individualität sich, durch diese ihr wesentliche Isolation, zwar in der Jugend gedrückt, aber im Alter erleichtert.

Denn freilich wird dieses wirklichen Vorzugs des Alters jeder immer nur nach Maßgabe seiner intellektuellen Kräfte teilhaftig, also der eminente Kopf vor allen; jedoch in geringerem Grade wohl jeder. Nur höchst dürftige und gemeine Naturen werden im Alter noch so gesellig sein wie ehemals; sie sind der Gesellschaft, zu der sie nicht mehr passen, beschwerlich, und bringen es höchstens dahin, toleriert zu werden; während sie ehemals gesucht wurden.

An dem dargelegten entgegengesetzten Verhältnis zwischen der Zahl unserer Lebensjahre und dem Grad unserer Geselligkeit lässt sich auch noch eine teleologische Seite herausfinden. Je jünger der Mensch ist, desto mehr hat er noch, in jeder Beziehung, zu lernen: nun hat ihn die Natur auf den wechselseitigen Unterricht verwiesen, welchen jeder im Umgang mit seines Gleichen empfängt und in Hinsicht auf welchen die menschliche Gesellschaft eine große Bell-Lancaster'sche Erziehungsanstalt [eine Schulform des 19. Jh., in der das wechselseitige Unterrichten der Schüler propagiert wurde] genannt werden kann; da Bücher und Schulen künstliche, weil vom Plan der Natur abliegende Anstalten sind. Sehr zweckmäßig also besucht er die natürliche Unterrichtsanstalt desto fleißiger, je jünger er ist.

Nihil est ab omni parte beatum [Niemand ist ständig glücklich] sagt Horaz, und „Kein Lotus ohne Stengel“ lautet ein indisches Sprichwort. So hat denn auch die Einsamkeit, neben so vielen Vorteilen, ihre kleinen Nachteile und Beschwernisse, die jedoch, im Vergleich mit denen der Gesellschaft, gering sind; daher wer etwas Rechtes an sich selber hat es immer leichter finden wird, ohne die Menschen auszukommen, als mit ihnen. Unter jenen Nachteilen ist übrigens einer, der nicht so leicht, wie die übrigen, zum Bewusstsein gebracht wird, nämlich dieser: Wie durch anhaltend fortgesetztes Zuhausebleiben unser Körper so empfindlich gegen äußere Einflüsse wird, dass jedes kühle Lüftchen ihn krankhaft affiziert, so wird durch anhaltende Zurückgezogenheit und Einsamkeit unser Gemüt so empfindlich, dass wir durch die unbedeutendsten Vorfälle, Worte, wohl gar durch bloße Mienen, uns beunruhigt, oder gekränkt, oder verletzt fühlen; während der, welcher stets im Getümmel bleibt, dergleichen gar nicht beachtet.

Wer nun aber, zumal in jüngeren Jahren, so oft ihn auch schon gerechtes Missfallen an den Menschen in die Einsamkeit zurückgescheucht hat, doch die Öde derselben auf die Länge zu ertragen nicht vermag, dem rate ich, dass er sich gewöhne, einen Teil seiner Einsamkeit in die Gesellschaft mitzunehmen, also dass er lerne, auch in der Gesellschaft, in gewissem Grade, allein zu sein, demnach was er denkt nicht sofort den anderen mitzuteilen, und andererseits mit dem, was sie sagen, es nicht genau zu nehmen, vielmehr, moralisch wie intellektuell, nicht viel davon zu erwarten und daher, hinsichtlich ihrer Meinungen, diejenige Gleichgültigkeit in sich zu befestigen, die das sicherste Mittel ist, um stets eine lobenswerte Toleranz zu üben. Er wird alsdann,

obwohl mitten unter ihnen, doch nicht so ganz in ihrer Gesellschaft sein, sondern hinsichtlich ihrer sich mehr rein objektiv verhalten: Dies wird ihn vor zu genauer Berührung mit der Gesellschaft, und dadurch vor jeder Besudelung, oder gar Verletzung, schützen. Sogar eine lesenswerte dramatische Schilderung dieser restringierten [begrenzten] oder verschanzten Geselligkeit besitzen wir am Lustspiel >El Café o sea la comedia nueva< von Moratin, und zwar im Charakter des D. Pedro daselbst, zumal in der zweiten und dritten Szene des ersten Akts. In diesem Sinne kann man auch die Gesellschaft einem Feuer vergleichen, an welchem der Kluge sich in gehöriger Entfernung wärmt, nicht aber hineingreift, wie der Tor, der dann, nachdem er sich verbrannt hat, in die Kälte der Einsamkeit flieht und jammert, dass das Feuer brennt.

10. Neid ist dem Menschen natürlich; dennoch ist er ein Laster und ein Unglück zugleich.<sup>7</sup> Wir sollen daher ihn als den Feind unseres Glückes betrachten und als einen bösen Dämon zu ersticken versuchen. Hierzu leitet uns Seneca (Quelle: >Über den Zorn< III, 30) an, mit den schönen Worten: nostra nos sine comparatione delectent: nunquam erit felix quern torquebit felicior [Am Eigenen soll man sich erfreuen, ohne zu vergleichen. Nie wird ein Mensch glücklich sein, den ein Glücklicherer quält.] Und wiederum (Quelle: >Briefe an Lucilius<, 15. Brief): quum adspexeris quot te antecedant, cogita quot sequantur [Wenn du siehst, wie viele dir (an materiellem Besitz) voraus sind, so denke daran, wie viele hinter dir sind]. Also wir sollen öfter diejenigen betrachten, welche schlimmer daran sind, als wir, als die, welche besser daran zu sein scheinen. Sogar wird, bei eingetretenen wirklichen Übeln, uns den wirksamsten, wiewohl aus der selben Quelle mit dem Neid fließenden Trost die Betrachtung größerer Leiden, als die unsrigen sind, gewähren, und nächst dem der Umgang mit solchen, die mit uns im selben Falle sich befinden, mit den socii malorum [den Gefährten im Unglück].

Soviel von der aktiven Seite des Neides. Von der passiven ist zu erwägen, dass kein Hass so unversöhnlich ist, wie der Neid; daher wir nicht unablässig und eifrig bemüht sein sollten, ihn zu erregen; vielmehr besser täten, diesen Genuss, wie manchen anderen, der gefährlichen Folgen wegen, uns zu versagen.

Es gibt drei Aristokratien:

1. die der Geburt und des Ranges,
2. die Geldaristokratie und
3. die geistige [autonome] Aristokratie [z. B. der Stoiker].

Letztere ist eigentlich die vornehmste, wird auch dafür anerkannt, wenn man ihr nur Zeit lässt: Hat doch schon Friedrich der Große gesagt: les âmes privilégiées rangent à l'ègal des souverains [geniale Menschen stehen so hoch wie Monarchen], und zwar zu seinem Hofmarschall, der Anstoß daran nahm, dass, während Minister und Generäle an der Marschallstafel aßen, Voltaire an einer Tafel Platz nehmen sollte, an welcher bloß regierende Herren und ihre Prinzen saßen. Jede dieser Aristokratien ist umgeben von einem Heer ihrer Neider, welche gegen jeden ihr Angehörigen heimlich erbittert und, wenn sie ihn nicht zu fürchten haben, bemüht sind, ihm auf mannigfaltige Weise zu verstehen zu geben: „Du bist nicht mehr als wir!“ Aber gerade diese Bemühungen verraten ihre Überzeugung vom Gegenteil. Das von den Beneideten dagegen anzuwendende Verfahren besteht im Fernhalten aller Angehörigen dieser Schar und im möglichsten Vermeiden jeder Berührung mit ihnen, so dass sie durch eine weite Kluft abgetrennt bleiben; wo aber dies nicht angeht, im höchst gelassenen Ertragen ihrer

<sup>7</sup> Fußnote Schopenhauer: Der Neid der Menschen zeigt an, wie unglücklich sie sich fühlen; ihre beständige Aufmerksamkeit auf fremdes Tun und Lassen zeigt an, wie sehr sie sich langweilen.

Bemühungen, deren Quelle sie ja neutralisiert; auch sehen wir dasselbe durchgängig angewandt. Hingegen werden die der einen Aristokratie Angehörigen sich mit denen einer der beiden anderen meistens gut und ohne Neid vertragen; weil jeder seinen Vorzug gegen den der andern in die Waagschale legt.

11. Man überlege ein Vorhaben reiflich und wiederholt, ehe man dasselbe ins Werk setzt, und selbst nachdem man alles auf das Gründlichste durchdacht hat, räume man noch der Unzulänglichkeit aller menschlichen Erkenntnis etwas ein, in Folge welcher es immer noch Umstände geben kann, die zu erforschen oder vorherzusehen unmöglich ist und welche die ganze Berechnung unrichtig machen könnten. Dieses Bedenken wird stets ein Gewicht auf die negative Waagschale legen und uns anraten, in wichtigen Dingen, ohne Not, nichts zu tun: *quieta non movere* [Ruhendes nicht bewegen]. Ist man aber einmal zum Entschluss gekommen und hat Hand ans Werk gelegt [den Entschluss in die Tat umgesetzt], so dass jetzt alles seinen Verlauf zu nehmen hat und nur noch der Ausgang abzuwarten steht, dann ängstige man sich nicht durch stets erneuerte Überlegung des bereits Vollzogenen und durch wiederholtes Bedenken der möglichen Gefahr; vielmehr entschlage man der Sache [des Überlegens] sich jetzt gänzlich, halte das ganze Gedankenfach derselben verschlossen, sich mit der Überzeugung beruhigend, dass man alles zu seiner Zeit reiflich erwogen habe. Diesen Rat erteilt auch das italienische Sprichwort *legala bene, e poi lascia la andare*, welches Goethe übersetzt „Sattelle gut und reite getrost“; wie denn, beiläufig gesagt, ein großer Teil seiner unter der Rubrik „Sprichwörtlich“ gegebenen Gnomen übersetzte italienische Sprichwörter sind. Kommt dennoch ein schlimmer Ausgang, so ist es weil alle menschlichen Angelegenheiten dem Zufall und dem Irrtum unterliegen, dass Sokrates, der Weiseste der Menschen, um nur in seinen eigenen, persönlichen Angelegenheiten das Richtige zu treffen, oder wenigstens Fehlritte zu vermeiden, eines warnenden Dämons bedurfte, beweist, dass hierzu kein menschlicher Verstand ausreicht. Daher ist jener, angeblich von einem Papst herrührende Ausspruch, dass von jedem Unglück, das uns trifft, wir selbst, wenigstens in irgend etwas, die Schuld tragen, nicht unbedingt und in allen Fällen wahr; aber bei weitem in den meisten. Sogar scheint das Gefühl hiervon viel Anteil daran zu haben, dass die Leute ihr Unglück möglichst zu verbergen versuchen, und, so weit es gelingen will, eine zufriedene Miene aufsetzen. Sie besorgen, dass man vom Leiden auf die Schuld schließen werde.

12. Bei einem unglücklichen Ereignis, welches bereits eingetreten, also nicht mehr zu ändern ist, soll man sich nicht einmal den Gedanken, dass dem anders sein könnte, noch weniger den, wodurch es hätte abgewendet werden können, erlauben: denn gerade er steigert den Schmerz ins Unerträgliche; so dass man damit zum Selbstquäler wird.<sup>8</sup> Vielmehr mache man es wie König David, der, so lange sein Sohn krank war, den Jehova unablässig mit Bitten und Flehen bestürmte; als er aber gestorben war, [Jehova] ein Schnippchen schlug und nicht weiter daran dachte. Wer aber dazu nicht leichtsinnig genug ist, flüchte sich auf den fatalistischen Standpunkt, indem er sich die große Wahrheit verdeutlicht, dass alles, was geschieht, notwendig eintritt, also unabwendbar ist.

Bei all dem ist diese Regel einseitig. Sie taugt zwar zu unserer unmittelbaren Erleichterung und Beruhigung bei Unglücksfällen: allein wenn an diesen, wie doch meistens, unsere eigene Nachlässigkeit, oder Verwegenheit, wenigstens zum Teil, Schuld ist, so ist die wiederholte, schmerzliche Überlegung, wie dem hätte vorgebeugt werden können, zu unserer Witzigung [Belehrung] und Besserung, also für die Zukunft,

8 Fußnote Schopenhauer.: „Der Selbstquäler“ lautete der Titel einer Komödie des Terenz.

eine heilsame Selbstzüchtigung. Und gar offenbar begangene Fehler sollen wir nicht, wie wir doch pflegen, vor uns selber zu entschuldigen, oder zu beschönigen, oder zu verkleinern suchen, sondern sie uns eingestehen und in ihrer ganzen Größe deutlich uns vor Augen bringen, um den Vorsatz, sie künftig zu vermeiden, fest fassen zu können. Freilich hat man sich dabei den großen Schmerz der Unzufriedenheit mit sich selbst anzutun: aber „Wer nicht gezüchtigt worden, ist erzogen nicht.“

13. In allem, was unser Wohl und Weh betrifft, sollen wir die Phantasie im Zügel halten: also zuvörderst keine Luftschlösser bauen; weil diese zu kostspielig sind, indem wir, gleich darauf, sie unter Seufzern wieder einzureißen haben. Aber noch mehr sollen wir uns hüten, durch das Ausmalen bloß möglicher Unglücksfälle unser Herz zu ängstigen. Wenn nämlich diese ganz aus der Luft gegriffen, oder doch sehr weit hergeholt waren, so würden wir, beim Erwachen aus einem solchen Traum, gleich wissen, dass alles nur Gaukelei gewesen, daher uns der besseren Wirklichkeit um so mehr freuen und allenfalls eine Warnung gegen ganz entfernte, wiewohl mögliche Unglücksfälle daraus entnehmen. Allein mit dergleichen spielt unsere Phantasie nicht leicht: ganz müßigerweise baut sie höchstens heitere Luftschlösser. Der Stoff zu ihren finsternen Träumen sind Unglücksfälle, die uns, wenn auch aus der Ferne, doch einigermaßen wirklich bedrohen: diese vergrößert sie, bringt ihre Möglichkeit viel näher, als sie in Wahrheit ist, und malt sie auf das Fürchterlichste aus. Einen solchen Traum können wir, beim Erwachen, nicht sogleich abschütteln, wie den heiteren: denn diesen widerlegt alsbald die Wirklichkeit und lässt höchstens eine schwache Hoffnung im Schoße der Möglichkeit übrig. Aber haben wir uns den schwarzen Phantasien (blue devils) überlassen; so haben sie uns Bilder nahe gebracht, die nicht so leicht wieder weichen: denn die Möglichkeit der Sache, im Allgemeinen, steht fest, und den Maßstab des Grades derselben vermögen wir nicht jederzeit anzulegen: sie wird nun leicht zur Wahrscheinlichkeit, und wir haben uns der Angst in die Hände geliefert. Daher also sollen wir die Dinge, welche unser Wohl und Weh betreffen, bloß mit dem Auge der Vernunft und der Urteilskraft betrachten, folglich trockener und kalter Überlegung, mit bloßen Begriffen und in abstracto operieren. Die Phantasie soll dabei aus dem Spiel bleiben: denn urteilen kann sie nicht; sondern bringt bloß Bilder vor die Augen, welche das Gemüt unnützer und oft sehr peinlicher Weise bewegen. Am strengsten sollte diese Regel Abends beobachtet werden. Denn wie die Dunkelheit uns furchtsam macht und uns überall Schreckensgestalten erblicken lässt, so wirkt, ihr analog, die Undeutlichkeit der Gedanken; weil jede Ungewissheit Unsicherheit gebiert: deshalb nehmen des Abends, wenn die Abspannung Verstand und Urteilskraft mit einer subjektiven Dunkelheit überzogen hat, der Intellekt müde und erregt ist und den Dingen nicht auf den Grund zu kommen vermag, die Gegenstände unserer Meditation, wenn sie unsere persönlichen Verhältnisse betreffen, leicht ein gefährliches Ansehen an und werden zu Schreckbildern. Am meisten ist dies der Fall des Nachts im Bett, wo der Geist völlig abgESPANNT und daher die Urteilskraft ihrem Geschäft gar nicht mehr gewachsen, die Phantasie aber noch rege ist. Da gibt die Nacht allem und jedem ihren schwarzen Anstrich. Daher sind unsere Gedanken vor dem Einschlafen, oder gar beim nächtlichen Erwachen, meistens fast eben so arge Verzerrungen und Verkehrungen der Dinge, wie die Träume es sind, und dazu, wenn sie persönliche Angelegenheiten betreffen, gewöhnlich pechschwarz, ja entsetzlich. Am Morgen sind dann alle solche Schreckbilder, so gut wie die Träume, verschwunden: Dies bedeutet das Spanische Sprichwort: *noche tinta, blanco el dia* (die Nacht ist gefärbt, weiß ist der Tag). Aber auch schon Abends, sobald das Licht brennt, sieht der Verstand, wie das Auge, nicht so klar, wie bei Tag: daher diese Zeit nicht zur Meditation ernster, zumal unangenehmer

Angelegenheiten geeignet ist. Hierzu ist der Morgen die rechte Zeit; wie er es denn überhaupt zu allen Leistungen, ohne Ausnahme, sowohl den geistigen, wie den körperlichen, ist. Denn der Morgen ist die Jugend des Tages: Alles ist heiter, frisch und leicht: wir fühlen uns kräftig und haben all unsere Fähigkeiten zu völliger Disposition. Man soll ihn nicht durch spätes Aufstehen verkürzen, noch auch an unwürdige Beschäftigungen, oder Gespräche verschwenden, sondern ihn als die Quintessenz des Lebens betrachten und gewissermaßen heilig halten. Hingegen ist der Abend das Alter des Tages: Wir sind abends matt, geschwätzig und leichtsinnig. Jeder Tag ist ein kleines Leben, jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend, und jedes zu Bett gehen und Einschlafen ein kleiner Tod.

Überhaupt aber hat Gesundheitszustand, Schlaf, Nahrung, Temperatur, Wetter, Umgebung und noch viel anderes Äußerliches auf unsere Stimmung, und diese auf unsere Gedanken, einen mächtigen Einfluss. Daher ist, wie unsere Ansicht einer Angelegenheit, so auch unsere Fähigkeit zu einer Leistung, sehr der Zeit und selbst dem Ort unterworfen. Darum also:

*Nehmt die gute Stimmung wahr,  
Denn sie kommt so selten.*  
G[oethe]

Nicht etwa bloß objektive Konzeptionen und Originalgedanken muss man abwarten, ob und wann es ihnen zu kommen beliebt; sondern selbst die gründliche Überlegung einer persönlichen Angelegenheit gelingt nicht immer zu der Zeit, die man zum voraus für sie bestimmt und wenn man sich dazu zurechtgesetzt hat; sondern auch sie wählt sich ihre Zeit selbst; wo alsdann der ihr angemessene Gedankengang unaufgefordert rege wird und wir mit vollem Anteil ihn verfolgen.

Zur empfohlenen Zügelung der Phantasie gehört auch noch, dass wir ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen u. dgl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen; weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüt verunreinigt wird. Denn, nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklos beigebrachten Gleichnis, ist, wie in jeder Stadt, neben den Edlen und Ausgezeichneten auch der Pöbel jeder Art wohnt, so ist in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen das ganz Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja tierischen Natur, der Anlage nach, vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen; da er sich hässlich benimmt: Die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen desselben. Hierher gehört auch, dass die kleinste Widerwärtigkeit, sei sie von Menschen oder Dingen ausgegangen, durch fortgesetztes Brüten darüber und Ausmalen mit grellen Farben und nach vergrößertem Maßstab, zu einem Ungeheuer anschwellen kann, darüber man außer sich gerät. Alles Unangenehme soll man vielmehr höchst prosaisch und nüchtern auffassen, damit man es möglichst leicht nehmen könne.

Wie kleine Gegenstände, dem Auge nahe gehalten, unser Gesichtsfeld beschränkend, die Welt verdecken, so werden oft die Menschen und Dinge unserer nächsten Umgebung, so höchst unbedeutend und gleichgültig sie auch seien, unsere Aufmerksamkeit und Gedanken über die Gebühr beschäftigen, dazu noch auf unerfreuliche Weise, und werden wichtige Gedanken und Angelegenheiten verdrängen. Dem soll man entgegenarbeiten.

14. Beim Anblick dessen, was wir nicht besitzen, steigt gar leicht in uns der Gedanke auf: „wie, wenn das mein wäre?“ und er macht uns die Entbehrung fühlbar. Stattdessen sollten wir öfter fragen: „wie, wenn das nicht mein wäre?“ ich meine, wir

sollten das, was wir besitzen, bisweilen so anzusehn uns bemühen, wie es uns vorschweben würde, nachdem wir es verloren hätten; und zwar jedes, was es auch sei: Eigentum, Gesundheit, Freunde, Geliebte, Frau, Kind, Pferd und Hund: denn meistens belehrt erst der Verlust uns über den Wert der Dinge. Hingegen in Folge der anempfohlenen Betrachtungsweise derselben wird erstens ihr Besitz uns unmittelbar mehr, als zuvor, beglücken, und zweitens werden wir auf alle Weise dem Verlust vorbeugen, also das Eigentum nicht in Gefahr bringen, die Freunde nicht erzürnen, die Treue der Frau nicht der Versuchung aussetzen, die Gesundheit der Kinder bewachen u. s. f. Oft suchen wir das Trübe der Gegenwart aufzuhellen durch Spekulation auf günstige Möglichkeiten und ersinnen vielerlei chimärische Hoffnungen, von denen jede mit einer Enttäuschung schwanger ist, die nicht ausbleibt, wenn jene an der harten Wirklichkeit zerschellt. Besser wäre es die vielen schlimmen Möglichkeiten zum Gegenstand unserer Spekulation zu machen, als welches teils Vorkehrungen zu ihrer Abwehr, teils angenehme Überraschungen, wenn sie sich nicht verwirklichen, veranlassen würde. Sind wir doch, nach etwas ausgestandener Angst, stets merklich heiter. Ja, es ist sogar gut, große Unglücksfälle, die uns möglicherweise treffen konnten, uns bisweilen zu vergegenwärtigen; um nämlich die uns nachher wirklich treffenden viel kleineren leichter zu ertragen, indem wir dann durch den Rückblick auf jene großen, nicht eingetroffenen, uns trösten. Über diese Regel ist jedoch die ihr vorhergegangene nicht zu vernachlässigen.

15. Weil die uns betreffenden Angelegenheiten und Begebenheiten ganz vereinzelt, ohne Ordnung und ohne Beziehung auf einander, im grellsten Kontrast und ohne irgend etwas Gemeinsames, als eben dass sie unsere Angelegenheiten sind, auftreten und durcheinanderlaufen; so muss unser Denken und Sorgen um sie eben so abrupt sein, damit es ihnen entspreche. Sonach müssen wir, wenn wir Eines vornehmen, von allem Andern abstrahieren und uns der Sache entschlagen, um jedes zu seiner Zeit zu besorgen, zu genießen, zu erdulden, ganz unbekümmert um das Übrige: Wir müssen also gleichsam Schiebfächer unserer Gedanken haben, von denen wir eines öffnen, derweilen alle anderen geschlossen bleiben. Dadurch erlangen wir, dass nicht eine schwer lastende Sorge jeden kleinen Genuss der Gegenwart verkümmert und uns alle Ruhe raubt; dass nicht eine Überlegung die andere verdrängt; dass nicht die Sorge für eine wichtige Angelegenheit die Vernachlässigung vieler geringer herbeiführt und so fort. Zumal aber soll, wer hoher und edler Betrachtungen fähig ist, seinen Geist durch persönliche Angelegenheiten und niedrige Sorgen nie so ganz einnehmen und erfüllen lassen, dass sie jenen den Zugang versperren: denn das wäre recht eigentlich propter vitam vivendi perdere causas [wegen des Lebens den Zweck des Lebens verderben]. Freilich ist zu dieser Lenkung und Ablenkung unserer selbst, wie zu so viel anderem, Selbstzwang erforderlich; zu diesem aber sollte uns die Überlegung stärken, dass jeder Mensch gar vielen und großen Zwang von außen zu erdulden hat, ohne welchen es in keinem Leben abgeht; dass jedoch ein kleiner, an der rechten Stelle angebrachter Selbstzwang nachmals vielem Zwang von außen vorbeugt; wie ein kleiner Abschnitt des Kreises zunächst dem Zentrum einem oft hundertmal größeren an der Peripherie entspricht. Durch nichts entziehen wir uns so sehr dem Zwang von außen, wie durch Selbstzwang: das besagt Senecas Ausspruch (Quelle: >Briefe an Lucilius<, 37. Brief): si tibi vis omnia subicere, te subjice rationi [Willst du dir alles unterwerfen, so unterwirf dich selber der Vernunft]. Auch haben wir den Selbstzwang immer in der Gewalt, und können, im äußersten Fall, oder wo er unsere empfindlichste Stelle trifft, etwas nachlassen; hingegen der Zwang von außen ist ohne Rücksicht, ohne Schonung und unbarmherzig. Daher ist es weise, diesem [dem äußeren Zwang] durch jenen [dem

inneren] zuvorzukommen.

16. Unseren Wünschen ein Ziel stecken, unsere Begierden im Zaum halten, unseren Zorn bändigen, stets eingedenk, dass dem Einzelnen nur ein unendlich kleiner Teil alles Wünschenswerten erreichbar ist, hingegen viele Übel jeden treffen müssen, also, mit einem Wort: „abstinere et sustinere“ [entsagen und ertragen], ist eine Regel, ohne deren Beachtung weder Reichtum noch Macht verhindern können, dass wir uns armselig fühlen. Dahin zielt Horaz:

*Zwischen dem Werk, das du treibst, lies stets und befrag die Weisen,  
Wie du es anfangen musst, dein Leben gelinde zu führen,  
Dass dich die ewig bedürftige Gier nicht treibt und quält,  
Noch Furcht und Hoffnung auf wenig ersprießliche Dinge.*

17. Ho bios en te kinesei esti. (lt.: vita motu constat) [Das Leben besteht in der Tätigkeit] sagt Aristoteles, mit offenbarem Recht; und wie demnach unser physisches Leben nur in und durch ein unaufhörliches Tätigsein besteht, so verlangt auch unser inneres, geistiges Leben fortwährend Beschäftigung. Beschäftigung mit irgend etwas, durch Tun oder Denken; einen Beweis hiervon gibt schon das Trommeln mit den Händen oder irgend einem Gerät, zu welchem unbeschäftigte und gedankenlose Menschen sogleich greifen. Unser Dasein nämlich ist ein wesentlich rastloses; daher wird die gänzliche Untätigkeit uns bald unerträglich, indem sie die entsetzlichste Langeweile herbeiführt. Diesen Trieb nun soll man regeln, um ihn methodisch und dadurch besser zu befriedigen. Daher also ist Tätigkeit, etwas treiben, wo möglich etwas machen, wenigstens aber etwas lernen, zum Glück des Menschen unerlässlich; seine Kräfte verlangen nach ihrem Gebrauch und er möchte den Erfolg desselben irgendwie wahrnehmen. Die größte Befriedigung jedoch gewährt, in dieser Hinsicht, etwas zu machen, zu verfertigen, sei es ein Korb, sei es ein Buch, und dass man ein Werk unter seinen Händen täglich wachsen und schließlich seine Vollendung erreichen sieht, beglückt unmittelbar. Dies leistet ein Kunstwerk, eine Schrift, ja selbst eine bloße Handarbeit; freilich, je edlerer Art das Werk, desto höher der Genuss. Am glücklichsten sind, in diesem Betracht, die Hochbegabten, welche sich der Fähigkeit zur Hervorbringung bedeutsamer, großer und zusammenhängender Werke bewusst sind. Denn dadurch verbreitet ein Interesse höherer Art sich über ihr ganzes Dasein und erteilt ihm eine Würze, welche dem der übrigen abgeht, welches demnach, mit jenem verglichen, gar schal ist. Für sie nämlich hat das Leben und die Welt, neben dem allen gemeinsamen materiellen, noch ein zweites und höheres, ein formelles Interesse, indem es den Stoff zu ihren Werken enthält, mit dessen Einsammlung sie, ihr Leben hindurch, emsig beschäftigt sind, sobald nur die persönliche Not sie irgend atmen lässt. Auch ist ihr Intellekt gewissermaßen ein doppelter: teils einer für die gewöhnlichen Beziehungen (Angelegenheiten des Willens), gleich dem aller andern, teils einer für die rein objektive Auffassung der Dinge. So leben sie zweifach, sind Zuschauer und Schauspieler zugleich, während die übrigen letzteres allein sind. Inzwischen treibe jeder etwas, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten. Denn wie nachteilig der Mangel an planmäßiger Tätigkeit, an irgend einer Arbeit, auf uns wirke, merkt man auf langen Vergnügungsreisen, als wo man, dann und wann, sich recht unglücklich fühlt; weil man, ohne eigentliche Beschäftigung, gleichsam aus seinem natürlichen Element gerissen ist. Sich zu mühen und mit dem Widerstand zu kämpfen ist dem Menschen Bedürfnis, wie dem Maulwurf das Graben. Der Stillstand, den die Allgenügsamkeit eines bleibenden Genusses herbeiführte, wäre ihm unerträglich. Hindernisse überwinden ist der Vollgenuss seines Daseins; sie mögen materieller Art sein, wie beim Handeln und Treiben, oder geistiger

Art, wie beim Lernen und Forschen: der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt. Fehlt ihm die Gelegenheit dazu, so macht er sie sich, wie er kann: je nachdem seine Individualität es mit sich bringt, wird er jagen, oder Bilboquet [ein Geschicklichkeitsspiel] spielen, oder vom unbewussten Zug seiner Natur geleitet, Streit suchen, oder Intrigen anspinnen, oder sich auf Betrügereien und allerlei Schlechtigkeiten einlassen, um nur dem ihm unerträglichen Zustand der Ruhe ein Ende zu machen. Difficilis in otio quies [Schwer ist in der Muse die Ruhe].

18. Zum Leitstern seiner Bestrebungen soll man nicht Bilder der Phantasie nehmen, sondern deutlich gedachte Begriffe. Meistens aber geschieht das Umgekehrte. Man wird nämlich, bei genauerer Untersuchung, finden, dass dasjenige, was bei unseren Entschlüssen, in letzter Instanz, den Ausschlag gibt, meistens nicht Begriffe und Urteile sind, sondern ein Phantasiebild ist, welches die eine der zwei Alternativen repräsentiert und vertritt. Ich weiß nicht mehr, in welchem Roman von Voltaire, oder Diderot, dem Helden, als er ein Jüngling und Herkules am Scheideweg war, die Tugend sich stets darstellte in Gestalt seines alten Hofmeisters [Hauslehrers], in der Linken die Tabakdose, in der Rechten eine Prise Tabak haltend und so moralisierend; das Laster hingegen in Gestalt der Kammerjungfer seiner Mutter. Besonders in der Jugend fixiert sich das Ziel unseres Glückes in Gestalt einiger Bilder, die uns vorschweben und oft das halbe, ja das ganze Leben hindurch verharren. Sie sind eigentlich neckende Gespenster: Denn haben wir sie erreicht, so zerrinnen sie in nichts, indem wir die Erfahrung machen, dass sie gar nichts, von dem was sie verhiessen, leisten. Dieser Art sind einzelne Szenen des häuslichen, bürgerlichen, gesellschaftlichen, ländlichen Lebens, Bilder der Wohnung, Umgebung, der Ehrenzeichen, Respektsbezeugungen usw. usw. *Chaque fou à sa marotte* [Jeder Narr hat seine Kappe]; auch das Bild der Geliebten gehört oft dahin. Dass es uns so ergeht, ist wohl natürlich: denn das Anschauliche wirkt, weil es das Unmittelbare ist, auch unmittelbarer auf unseren Willen, als der Begriff, der abstrakte Gedanke, der bloß das Allgemeine gibt, ohne das Einzelne, welches doch gerade die Realität enthält: er kann daher nur mittelbar auf unseren Willen wirken. Und doch ist es nur der Begriff, der Wort hält: daher ist es Bildung, nur ihm zu trauen. Freilich wird er wohl mitunter der Erläuterung und Paraphrase durch einige Bilder bedürfen: nur *cum grano salis* [mit einem Körnchen Salz, im Sinne von: mit ein wenig Verstand].

19. Die vorhergegangene Regel lässt sich der allgemeineren subsumieren, dass man überall Herr werden soll über den Eindruck des Gegenwärtigen und Anschaulichen überhaupt. Dieser ist gegen das bloß Gedachte und Gewusste unverhältnismäßig stark, nicht vermöge seiner Materie und Gehalt, die oft sehr gering sind; sondern vermöge seiner Form, der Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, als welche auf das Gemüt eindringt und dessen Ruhe stört, oder seine Vorsätze erschüttert. Denn das Vorhandene, das Anschauliche, wirkt, als leicht übersehbar, stets mit seiner ganzen Gewalt auf einmal: Hingegen Gedanken und Gründe verlangen Zeit und Ruhe, um stückweise durchdacht zu werden; daher man sie nicht jeden Augenblick ganz gegenwärtig haben kann. Demzufolge reizt das Angenehme, welchem wir, in Folge der Überlegung, entsagt haben, uns doch bei seinem Anblick. Ebenso kränkt uns ein Urteil, dessen gänzliche Inkompetenz wir kennen; erzürnt uns eine Beleidigung, deren Verächtlichkeit wir einsehen; ebenso werden zehn Gründe gegen das Vorhandensein einer Gefahr überwogen vom falschen Schein ihrer wirklichen Gegenwart, usf. In all diesen Fällen macht sich die ursprüngliche Unvernünftigkeit unseres Wesens geltend. Auch werden einem derartigen Eindruck die Frauen oft erliegen, und [auch nur] wenige Männer haben ein solches Übergewicht der Vernunft, dass sie von dessen Wirkungen nicht zu



leiden hätten. Wo wir nun denselben nicht ganz überwältigen können, mittelst bloßer Gedanken, da ist das Beste einen Eindruck durch den entgegengesetzten zu neutralisieren, z. B. den Eindruck einer Beleidigung durch Aufsuchen derer, die uns hochschätzen; den Eindruck einer drohenden Gefahr durch wirkliches Betrachten des ihr Entgegenwirkenden. Konnte doch jener Italiener, von dem Leibniz (in den >nouveaux essais<, Liv. I, c. 2, § 11) erzählt, sogar den Schmerzen der Folter dadurch widerstehen, dass er, während derselben, wie er sich vorgesetzt, das Bild des Galgens, an welchen sein Geständnis ihn gebracht haben würde, nicht einen Augenblick aus der Phantasie entweichen ließ; weshalb er von Zeit zu Zeit *io ti vedo* [ich sehe dich – gemeint ist: den Galgen] rief; welche Worte er später dahin erklärt hat. Eben aus dem hier betrachteten Grund ist es ein schweres Ding, wenn alle, die uns umgeben, anderer Meinung [oder einer anderen Weltanschauung] sind als wir und danach sich benehmen, selbst wenn wir von ihrem Irrtum überzeugt sind, nicht durch sie [in unserer Überzeugung] wankend gemacht zu werden. Einem flüchtigen, verfolgten, streng incognito reisenden König muss das unter vier Augen beobachtete Unterwürfigkeitszeremoniell seines vertrauten Begleiters eine fast notwendige Herzensstärkung sein, damit er nicht am Ende sich selbst bezweifle.

20. [...]

#### D. Unser Verhalten gegen den Weltlauf und das Schicksal betreffend.

47. Welche Form auch das menschliche Leben annimmt; es sind immer die selben Elemente, und daher ist es im Wesentlichen überall daselbe, es mag in der Hütte, oder bei Hofe, im Kloster, oder bei der Armee geführt werden. Mögen seine Begebenheiten, Abenteuer, Glücks- und Unglücksfälle noch so vielfältig sein; so ist es doch damit, wie mit der Zuckerbäckerware. Es sind viele und vielerlei gar krause und bunte Figuren: aber alles ist aus einem Teig geknetet; und was dem Einen begegnet, ist dem, was dem Anderen widerfuhr, viel ähnlicher, als dieser beim Erzählen hören denkt. Auch gleichen die Vorgänge unseres Lebens den Bildern im Kaleidoskop, in welchem wir bei jeder Drehung etwas Anderes sehen, eigentlich aber immer das Selbe vor Augen haben.

48. Drei Weltmächte gibt es, sagt, sehr treffend, ein Alter: Klugheit, Stärke und Glück. Ich glaube, dass die zuletzt genannte am meisten vermag. Denn unser Lebensweg ist dem Lauf eines Schiffes zu vergleichen. Das Schicksal, die *tyche*, die *secunda aut adversa fortuna*, spielt die Rolle des Windes, indem sie uns schnell weit befördert, oder weit zurückwirft; wogegen unser eigenes Mühen und Treiben nur wenig vermag. Dieses nämlich spielt dabei die Rolle der Ruder: wenn solche, durch viele Stunden langes Arbeiten, uns eine Strecke vorwärts gebracht haben, wirft ein plötzlicher Windstoß uns eben so weit zurück. Ist er hingegen günstig, so befördert er uns dermaßen, dass wir der Ruder nicht bedürfen. Diese Macht des Glücks drückt unübertrefflich ein spanisches Sprichwort aus: *da ventura a tu hijo, y echa lo en el mar* (wünsch deinem Sohn Glück und wirf ihn ins Meer).

Wohl ist der Zufall eine böse Macht, der man so wenig wie möglich anheimstellen soll. Jedoch wer ist unter allen Gebern der einzige, welcher, indem er gibt, uns zugleich aufs deutlichste zeigt, dass wir gar keine Ansprüche auf seine Gaben haben, dass wir solche durchaus nicht unserer Würdigkeit, sondern ganz allein seiner Güte und Gnade zu danken haben, und dass wir eben hieraus die freudige Hoffnung schöpfen dürfen, noch ferner manche unverdiente Gabe demutsvoll zu empfangen? - Es ist der Zufall: Er, der die königliche Kunst versteht einleuchtend zu machen, dass gegen seine Gunst und

Gnade alles Verdienst ohnmächtig ist und nichts gilt.

Wenn man auf seinen Lebensweg zurücksieht, den „labyrinthisch irren Lauf“ desselben überschaut, und nun so manches verfehlte Glück, so manches [selbst] herbeigezogene Unglück sehen muss; so kann man in Vorwürfen gegen sich selbst leicht zu weit gehen. Denn unser Lebenslauf ist keineswegs schlechthin unser eigenes Werk, sondern das Produkt zweier Faktoren, nämlich der Reihe der [äußeren] Begebenheiten und der Reihe unserer [inneren] Entschlüsse, welche stets ineinander greifen und sich gegenseitig modifizieren.

Hierzu kommt noch, dass in beiden unser Horizont immer sehr beschränkt ist, indem wir unsere Entschlüsse nicht schon von Weitem vorhersagen und noch weniger die Begebenheiten voraussehen können, sondern von beiden eigentlich nur die gegenwärtigen recht bekannt sind. Deshalb können wir, so lange unser Ziel noch fern liegt, nicht ein Mal gerade darauf hinsteuern, sondern nur approximativ [lavierend, hin und her lenkend] und nach Mutmaßungen unsere Richtung dahin lenken, müssen also oft lavieren. Alles nämlich, was wir vermögen, ist, unsere Entschlüsse allezeit nach Maßgabe der gegenwärtigen Umstände zu fassen, in der Hoffnung, es so zu treffen, dass es uns dem Hauptziel näher bringt. So sind denn meistens die Begebenheiten und unsere Grundabsichten zwei, nach verschiedenen Seiten ziehenden Kräften zu vergleichen, und die daraus entstehende Diagonale ist unser Lebenslauf. Terenz hat gesagt: „in vita est hominum quasi cum ludas tesseris: si illud, quod maxime opus est jactu, non cadit, illud quod cecidit forte, id arte ut corrigas“; [Im Menschenleben ist es wie bei einem Würfelspiel: fällt der Wurf nicht so, wie du ihn am meisten wünschst, so muss die Kunst verbessern, was der Zufall bot] wobei er eine Art Triptrak vor Augen gehabt haben muss. Kürzer können wir sagen: das Schicksal mischt die Karten und wir spielen. Meine gegenwärtige Betrachtung auszudrücken, wäre aber folgendes Gleichnis am geeignetsten. Es ist im Leben wie im Schachspiel: wir entwerfen einen Plan, dieser bleibt jedoch bedingt durch das, was im Schachspiel dem Gegner, im Leben dem Schicksal zu tun beliebt wird. Die Modifikationen, welche hierdurch unser Plan erleidet, sind meistens so groß, dass er in der Ausführung kaum noch an einigen Grundzügen zu erkennen ist. Übrigens gibt es in unserem Lebenslauf noch etwas, welches über das alles hinausliegt. Es ist nämlich eine triviale und nur zu häufig bestätigte Wahrheit, dass wir oft törichter sind, als wir glauben: Hingegen ist, dass wir oft weiser sind, als wir selbst vermeinen, eine Entdeckung, welche nur die, so in dem Fall gewesen, und selbst dann erst spät machen. Es gibt etwas Weiseres in uns, als der Kopf ist. Wir handeln nämlich, bei den großen Zügen, den Hauptschritten unseres Lebenslaufes, nicht sowohl nach deutlicher Erkenntnis des Richtigen, als nach einem Innern Impuls, man möchte sagen Instinkt, der aus dem tiefsten Grund unseres Wesens kommt, und bemäkeln nachher unser Tun nach deutlichen, aber auch dürftigen, erworbenen, ja, erborgten Begriffen, nach allgemeinen Regeln, fremdem Beispiele u. s. w., ohne das „Eines schickt sich nicht für alle“ genugsam zu erwägen; da werden wir leicht ungerecht gegen uns selbst. Aber am Ende zeigt es sich, wer Recht gehabt hat; und nur das glücklich erreichte Alter ist, subjektiv und objektiv, befähigt, die Sache zu beurteilen.

Vielleicht steht jener innere Impuls unter uns unbewusster Leitung prophetischer, beim Erwachen vergessener Träume, die eben dadurch unserem Leben die Gleichmäßigkeit des Tons und die dramatische Einheit erteilen, die das so oft schwankende und irrende, so leicht umgestimmte Gehirnbewußtsein ihm zu geben nicht vermöchte, und in Folge welcher z. B. der zu großen Leistungen einer bestimmten Art Berufene dies von Jugend auf innerlich und heimlich spürt und darauf hinarbeitet, wie die Bienen am Bau ihres Stocks. Für jeden aber ist es das, was Baltasar Gracian „la gran

sinderesis“ nennt: die instinktive große Obhut seiner selbst, ohne welche er zu Grunde geht. Nach abstrakten Grundsätzen handeln ist schwer und gelingt erst nach vieler Übung, und selbst da nicht jedes Mal; auch sind sie oft nicht ausreichend. Hingegen hat Jeder gewisse angeborene konkrete Grundsätze die ihm in Blut und Saft stecken, indem sie das Resultat alles seines Denkens, Fühlens und Wollens sind. Er kennt sie meistens nicht in abstracto, sondern wird erst beim Rückblick auf sein Leben gewahr, dass er sie stets befolgt hat und von ihnen, wie von einem unsichtbaren Faden, ist gezogen worden. Je nachdem sie sind, werden sie ihn zu seinem Glück oder Unglück leiten.

49. Man sollte beständig die Wirkung der Zeit und die Wandelbarkeit der Dinge vor Augen haben und daher bei allem, was jetzt stattfindet, sofort das Gegenteil davon imaginieren; also im Glück das Unglück, in der Freundschaft die Feindschaft, im schönen Wetter das schlechte, in der Liebe den Hass, im Zutrauen und Eröffnen [von Vertrauen] den Verrat und die Reue, und so auch umgekehrt, sich lebhaft vergegenwärtigen. Dies würde eine bleibende Quelle wahrer Weltklugheit abgeben, indem wir stets besonnen bleiben und nicht so leicht getäuscht werden würden. Meistens würden wir dadurch nur die Wirkung der Zeit antizipiert haben. Aber vielleicht ist zu keiner Erkenntnis die Erfahrung so unerlässlich, wie zur richtigen Schätzung des Unbestandes und Wechsels der Dinge. Weil eben jeder Zustand, für die Zeit seiner Dauer, notwendig und daher mit vollstem Recht vorhanden ist; so sieht jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag aus, als ob er nun schließlich Recht behalten wollte, für alle Ewigkeit. Aber keiner behält es, und der Wechsel allein ist das Beständige. Der Kluge ist der, welchen die scheinbare Stabilität nicht täuscht und der noch dazu die Richtung, welche der Wechsel zunächst nehmen wird, vorhersieht.<sup>9</sup> Dass hingegen die Menschen den einstweiligen Zustand der Dinge, oder die Richtung ihres Laufes, in der Regel für bleibend halten, kommt daher, dass sie die Wirkungen vor Augen haben, aber die Ursachen nicht verstehen, diese es jedoch sind, welche den Keim der künftigen Veränderungen in sich tragen; während die Wirkung, welche für jene allein da ist, hievon nichts enthält. An diese halten sie sich und setzen voraus, dass die ihnen unbekanntem Ursachen, welche solche hervorzubringen vermochten, auch im Stande sein werden, sie zu erhalten. Sie haben dabei den Vorteil, dass wenn sie irren, es immer unisono geschieht; daher denn die Kalamität, welche in Folge davon sie trifft, stets eine allgemeine ist, während der denkende Kopf, wenn er geirrt hat, noch dazu allein steht. - Beiläufig haben wir daran eine Bestätigung meines Satzes, dass der Irrtum stets aus dem Schluss von der Folge auf den Grund entsteht. (Siehe >Die Welt als W. u. V.<, Bd. I, S. 90.) [...]

50. Ein charakteristischer und im allgemeinen Leben sehr oft sich hervortuender Unterschied zwischen den gewöhnlichen und den gescheiterten Köpfen ist, dass jene, bei ihrer Überlegung und Schätzung möglicher Gefahren, immer nur fragen und berücksichtigen, was derart bereits geschehen sei; diese hingegen selbst überlegen, was möglicherweise geschehen könne; wobei sie bedenken, dass, wie ein spanisches Sprichwort sagt: „lo que no acaee en un ano, acaee en un rato“ (was binnen eines Jahres nicht geschieht, geschieht binnen weniger Minuten). Der in Rede stehende

---

<sup>9</sup> Fußnote Schopenhauer: Der Zufall hat bei allen menschlichen Dingen so großen Spielraum, dass wenn wir einer von ferne drohenden Gefahr gleich durch Aufopferungen vorzubeugen suchen, diese Gefahr oft durch einen unvorhergesehenen Stand, den die Dinge annehmen, verschwindet, und jetzt nicht nur die gebrachten Opfer verloren sind, sondern die durch sie herbeigeführte Veränderung nunmehr, beim veränderten Stand der Dinge, gerade ein Nachteil ist. Wir müssen daher in unseren Vorkehrungen nicht zu weit in die Zukunft greifen, sondern auch auf den Zufall rechnen und mancher Gefahr kühn entgegen sehen, hoffend, dass sie, wie so manche schwarze Gewitterwolke, vorüberzieht.

Unterschied ist freilich natürlich: denn was geschehn kann zu überblicken, das erfordert Verstand, was geschehn ist, bloß Sinne.

Unsere Maxime aber sei: opfere den bösen Dämonen! D. h. man soll einen gewissen Aufwand von Mühe, Zeit, Unbequemlichkeit, Weitläufigkeit, Geld, oder Entbehrung nicht scheuen, um der Möglichkeit eines Unglücks die Tür zu verschließen: und je größer dieses wäre, desto kleiner, entfernter, unwahrscheinlicher mag jene sein. Die deutlichste Exemplifikation dieser Regel ist die Assekuranzprämie [Versicherungsprämie]. Sie ist ein öffentlich und von allen auf dem Altar der bösen Dämonen gebrachtes Opfer.

51. Über keinen Vorfall sollte man in großen Jubel, oder große Wehklage ausbrechen; teils wegen der Veränderlichkeit aller Dinge, die ihn jeden Augenblick umgestalten kann; teils wegen der Trüglichkeit unseres Urteils über das uns Gedeihliche oder Nachteilige; in Folge welcher fast jeder einmal gewehklagt hat über das, was nachher sich als sein wahres Bestes auswies, oder gejubelt über das, was die Quelle seiner größten Leiden geworden ist. Die hier dagegen empfohlene Gesinnung hat Shakespeare schön ausgedrückt:

*„I have feit so many quirks of joy and grief,  
That the first face of neither, on the start,  
Can woman me unto it.“<sup>10</sup>*

(Shakespeare, All's well, 3. Akt, 2. Szene)

Überhaupt aber zeigt der, welcher bei allen Unglücksfällen gelassen bleibt, dass er weiß, wie kolossal und tausendfältig die möglichen Übel des Lebens sind; weshalb er das jetzt eingetretene ansieht als einen sehr kleinen Teil dessen, was kommen könnte: Dies ist die stoische Gesinnung, in Gemäßheit welcher man niemals conditionis humanae oblitus, sondern stets eingedenk sein soll, welch ein trauriges und jämmerliches Los das menschliche Dasein überhaupt ist, und wie unzählig die Übel sind, denen es ausgesetzt ist. Diese Einsicht aufzufrischen, braucht man überall nur einen Blick um sich zu werfen: Wo man auch ist, man wird es bald vor Augen haben: Dieses Ringen und Zappeln und Quälen um die elende, kahle, nichts abwerfende Existenz. Man wird danach seine Ansprüche herabstimmen [vermindern], in die Unvollkommenheit aller Dinge und Zustände sich finden lernen und Unglücksfällen stets entgegen sehen, um ihnen auszuweichen oder sie zu ertragen. Denn Unglücksfälle, große und kleine, sind das eigentliche Element unseres Lebens: Dies sollte man also stets gegenwärtig [vor Augen] haben.

Dass ein Unglücksfall uns weniger schwer zu tragen fällt, wenn wir zum Voraus ihn als möglich betrachtet und, wie man sagt, uns darauf gefasst gemacht haben, mag hauptsächlich daher kommen, dass wenn wir den Fall, ehe er eingetreten ist, als eine bloße Möglichkeit, mit Ruhe überdenken, wir die Ausdehnung des Unglücks deutlich und nach allen Seiten übersehen und so es wenigstens als ein endliches und überschaubares Unglück erkennen; in Folge dessen, wenn es nun wirklich eintritt, doch mit nicht mehr als seiner wahren Schwere wirken kann. Haben wir hingegen jenes nicht getan, sondern werden unvorbereitet getroffen, so kann der erschrockene Geist, im ersten Augenblick, die Größe des Unglücks nicht genau ermessen: Es ist jetzt für ihn unübersehbar, stellt sich daher leicht als unermesslich, wenigstens viel größer dar, als es wirklich ist. Auf gleiche Art lässt Dunkelheit und Ungewissheit jede Gefahr größer erscheinen. Freilich kommt noch hinzu, dass wir für das als möglich antizipierte Unglück zugleich auch die Trostgründe und Abhülfen überdacht, oder wenigstens uns

---

<sup>10</sup> Übersetzung: Ich habe schon so viele Fälle von Freude und Gram überstanden, dass ich nie mehr beim ersten Anblick eines von beiden sogleich mich weibisch hinreißen lasse.

an die Vorstellung desselben gewöhnt haben.

Nichts aber wird uns zum gelassenen Ertragen der uns treffenden Unglücksfälle besser befähigen, als die Überzeugung von der Wahrheit, welche ich in meiner Preisschrift >Über die Freiheit des Willens< aus ihren letzten Gründen abgeleitet und festgestellt habe, nämlich, wie es daselbst, S. 62 (Inselausg.), heißt: „Alles was geschieht, vom Größten bis zum Kleinsten, geschieht notwendig.“ Denn in das unvermeidlich Notwendige weiß der Mensch sich bald zu finden, und jene Erkenntnis lässt ihn alles, selbst das durch die fremdartigsten Zufälle Herbeigeführte, als eben so notwendig ansehen, wie das nach den bekanntesten Regeln und unter vollkommener Voraussicht Erfolgende. Ich verweise hier auf das, was ich (>Welt als W. u. V.<, Bd. I, S. 345 u. 346, Inselausg.) über die beruhigende Wirkung der Erkenntnis des Unvermeidlichen und Notwendigen gesagt habe. Wer davon durchdrungen ist wird zuvörderst tun, was er kann, dann aber willig leiden, was er muss.

Die kleinen Unglücksfälle, die uns stündlich vexieren [ärgern], kann man betrachten als dazu bestimmt, uns in Übung zu erhalten, damit die Kraft, die großen zu ertragen, im Glück nicht ganz erschlafe. Gegen die täglichen Hudeleien, kleinlichen Reibungen im menschlichen Verkehr, unbedeutende Anstöße, Ungebührlichkeiten anderer, Klatschereien u. dgl. m. muss man ein gehörnter Siegfried sein, d. h. sie gar nicht empfinden, weit weniger sich zu Herzen nehmen und darüber brüten; sondern von dem allen nichts an sich [heran] kommen lassen, es von sich stoßen, wie Steinchen, die im Weg liegen, und keineswegs es aufnehmen in das Innere seiner Überlegung und Ruminatio[n] [Erinnerung].

52. Was aber die Leute gemeinhin das Schicksal nennen sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche. Man kann daher nicht genugsam die schöne Stelle im Homer (Ilias XXIII, 313) beherzigen, wo er die kluge Überlegung empfiehlt. Denn wenn auch die schlechten Streiche erst in der [angeblich] jenseitigen Welt gebüßt werden; so doch die dummen schon in dieser; wiewohl hin und wieder einmal Gnade vor Recht ergehen mag.

Nicht wer grimmig, sondern wer klug ausschaut sieht furchtbar und gefährlich aus: So gewiss des Menschen Gehirn eine furchtbarere Waffe ist, als die Klauen des Löwen.

Der vollkommene Weltmann wäre der, welcher nie in Unschlüssigkeit stockte und nie in Übereilung geriete.

53. Nächst der Klugheit aber ist Mut eine für unser Glück sehr wesentliche Eigenschaft. Freilich kann man weder die eine noch die andere sich geben, sondern ererbt jene von der Mutter und diesen vom Vater: Jedoch lässt sich durch Vorsatz und Übung dem [wenig] davon Vorhandenen nachhelfen. Zu dieser Welt wo „die Würfel eisern fallen“, gehört ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen. Denn das ganze Leben ist ein Kampf, jeder Schritt wird uns streitig gemacht, und Voltaire sagt mit Recht: On ne reussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée, et on meurt les armes à la main [Man besteht die Welt nur mit gezücktem Degen, und man stirbt mit den Waffen in der Hand]. Daher ist es eine feige Seele, die, sobald Wolken sich zusammenziehn oder wohl gar nur am Horizont sich zeigen, zusammenschrumpft, verzagen will und jammert. Vielmehr sei unser Wahlspruch:

„*Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.*“

„*Weiche dem Übel nicht aus, nur tapferer geh' ihm entgegen.*“

So lange der Ausgang einer gefährlichen Sache noch zweifelhaft ist, so lange

noch die Möglichkeit, dass er ein glücklicher werde, vorhanden ist, darf an kein Verzagen gedacht werden, sondern bloß an Widerstand; wie man am Wetter nicht verzweifeln darf, so lange noch ein blauer Fleck am Himmel ist. Ja, man bringe es dahin zu sagen:

„*Si fractus illabatur orbis,  
Impavidum ferient ruinae.*“  
[Bricht über ihm die Welt zusammen,  
Treffen die Trümmer noch unverzagt ihn.]

Das ganze Leben selbst, geschweige seine [materiellen] Güter, sind nicht so ein feiges Beben und Einschrumpfen des Herzens wert:

„*Quocirca vivite fortes,  
Fortiaque adversis opponite pectora rebus.*“  
[Darum als Tapfere lebt  
Und werft die tapfere Brust den Schicksalsschlägen entgegen.]

Und doch ist auch hier ein Exzess möglich: denn der Mut kann in Verwegenheit ausarten. Sogar ist ein gewisses Maß von Furchtsamkeit ist zu unserem Bestehen in der Welt notwendig: Die Feigheit ist bloß das Überschreiten desselben. Dies hat Bakon von Verulam gar treffend ausgedrückt, in seiner etymologischen Erklärung des *terror panicus*, welche die ältere, von Plutarch (>De Iside et Osiris<, Kap. 14) uns erhaltene, weit hinter sich lässt. Er leitet nämlich denselben ab von Pan als der personifizierten Natur und sagt: *Natura enim rerum omnibus viventibus indidit metum, ac formidinem, vitae atque essentiae suae conservatricem, ac mala ingruentia vitantem et depellentem. Verumtamen eadem natura modum tenere nescia est: sed timoribus salutaribus semper vanos et inanes admiscet; adeo ut omnia (si intus conspici darentur) Panicis terroribus plenissima sint, praesertim humana. (De sapientia veterum VI.)* [Denn die Natur der Dinge hat allen Lebenden eine Furcht und Angst eingegeben als Erhalterin ihres Lebens und Wesens und zur Vermeidung und Abwehr hereinbrechender Übel. Jedoch dieselbe Natur wusste dabei nicht maßzuhalten, sondern mischt den heilsamen Befürchtungen immer eitle und leere bei, so dass alle Dinge, von innen her gesehen, von panischen Schrecken voll sind, besonders die menschlichen.] Übrigens ist das Charakteristische des panischen Schreckens, dass er seiner Gründe sich nicht deutlich bewusst ist, sondern sie mehr voraussetzt als kennt, ja, zur Not geradezu die Furcht selbst als Grund der Furcht geltend macht.

## KAPITEL VI VOM UNTERSCHIED DER LEBENSALTER

Überaus schön hat Voltaire gesagt: „*Qui n'a pas l'esprit de son âge, de son âge a tout le malheur.*“ [Wer nicht den Geist seines Alters hat, hat seines Alters ganzes Ungemach.] Daher wird es angemessen sein, dass wir, am Schluss dieser eudämonologischen Betrachtungen, einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche die Lebensalter an uns hervorbringen.

Unser ganzes Leben hindurch haben wir immer nur die Gegenwart inne, und nie mehr. Was dieselbe unterscheidet ist bloß, dass wir am Anfang eine lange Zukunft vor uns, gegen das Ende aber eine lange Vergangenheit hinter uns sehen; sodann, dass unser Temperament, wiewohl nicht unser Charakter, einige bekannte Veränderungen durchgeht, wodurch jedesmal eine andere Färbung der Gegenwart entsteht.

In meinem Hauptwerk >Die Welt als Wille und Vorstellung<, Bd. 2 , Kap. 31, S. 394 ff., habe ich auseinandergesetzt, dass und warum wir in der Kindheit uns viel mehr

erkennend als wollend verhalten. Gerade hierauf beruht jene Glückseligkeit des ersten Viertels unseres Lebens, in Folge welcher es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt. Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also wenig Anregung des Willens: Der größere Teil unseres Wesens geht demnach im Erkennen auf.

Der Intellekt ist, wie das Gehirn, welches schon im 7. Jahr seine volle Größe erreicht, früh entwickelt, wenn auch nicht reif, und sucht unaufhörlich Nahrung in einer ganzen Welt des noch neuen Daseins, wo alles mit dem Reiz der Neuheit überfüllt ist. Hieraus entspringt es, dass unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind. Nämlich das Wesen der Poesie, wie aller Kunst, besteht im Auffassen der platonischen Idee, d.h. des Wesentlichen und daher der ganzen Art Gemeinsamen, in jedem Einzelnen; wodurch jedes Ding als Repräsentant seiner Gattung auftritt, und ein Fall für tausend gilt. Obgleich nun es scheint, dass wir in den Szenen unserer Kinderjahre stets nur mit dem jedesmaligen individuellen Gegenstand oder Vorgang, beschäftigt seien, und zwar nur sofern er unser momentanes Wollen interessiert; so ist dem doch im Grunde anders. Nämlich das Leben, in seiner ganzen Bedeutsamkeit, steht noch so neu, frisch und ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung vor uns, dass wir, mitten unter unserem kindischen Treiben, stets im Stillen und ohne deutliche Absicht beschäftigt sind, an den einzelnen Szenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen aufzufassen. Wir sehen, wie Spinoza es ausdrückt, alle Dinge und Personen *sub specie aeternitatis* [unter dem Gesichtspunkt des ewigen Lebens]. Je jünger wir sind, desto mehr vertritt jedes Einzelne seine ganze Gattung. Dies nimmt immer mehr ab, von Jahr zu Jahr: und hierauf beruht der so große Unterschied des Eindrucks, den die Dinge in der Jugend und im Alter auf uns machen. Daher werden die Erfahrungen und Bekanntschaften der Kindheit und frühen Jugend nachmals die stehenden Typen und Rubriken aller späteren Erkenntnis und Erfahrung, gleichsam die Kategorien derselben, denen wir alles Spätere subsumieren, wenn auch nicht stets mit deutlichem Bewusstsein. So bildet sich demnach schon in den Kinderjahren die feste Grundlage unserer Weltansicht, mithin auch das Flache, oder Tiefe, derselben: sie wird später ausgeführt und vollendet; jedoch nicht im wesentlichen verändert. Also in Folge dieser rein objektiven und dadurch poetischen Ansicht, die dem Kindesalter wesentlich ist und davon unterstützt wird, dass der Wille noch lange nicht mit seiner vollen Energie auftritt, verhalten wir uns, als Kinder, bei weitem mehr rein erkennend als wollend. Daher der ernste, schauende Blick mancher Kinder, welchen Raphael zu seinen Engeln, zumal denen der Sixtinischen Madonna, so glücklich benutzt hat. Eben deshalb sind denn auch die Kinderjahre so selig, dass die Erinnerung an sie stets von Sehnsucht begleitet ist. Während wir nun, mit solchem Ernst, dem ersten anschaulichen Verständnis der Dinge obliegen, ist andererseits die Erziehung bemüht uns Begriffe beizubringen. Allein Begriffe liefern nicht das eigentlich Wesentliche: Vielmehr liegt dieses, also der Fonds und echte Gehalt aller unserer Erkenntnisse, in der anschaulichen Auffassung der Welt. Diese aber kann nur von uns selbst gewonnen, nicht auf irgend eine Weise uns beigebracht werden. Daher kommt, wie unser moralischer, so auch unser intellektueller Wert nicht von außen in uns, sondern geht aus der Tiefe unseres eigenen Wesens hervor, und es können keine Pestalozzischen Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden [autonomen] Menschen bilden: nie! Er ist als Tropf geboren und muss als Tropf sterben. Aus der beschriebenen, tiefsinnigen Auffassung der ersten anschaulichen Außenwelt erklärt sich denn auch, warum die Umgebungen und Erfahrungen unserer Kindheit sich so fest dem Gedächtnis einprägen. Wir sind nämlich ihnen ungeteilt hingegeben gewesen, nichts hat uns dabei zerstreut und wir haben die Dinge, welche vor uns standen, angesehen, als wären sie die einzigen

ihrer Art, ja, überhaupt allein vorhanden. Später nimmt uns die dann bekannte Menge der Gegenstände Mut und Geduld.

Wenn man nun hier sich zurückrufen will, was ich S. 372 ff. (3. Aufl. S. 423 ff.) des oben erwähnten Bandes meines Hauptwerkes dargetan habe, dass nämlich das objektive Dasein aller Dinge, d. h. ihr Dasein in der bloßen Vorstellung, ein durchweg erfreuliches, hingegen ihr subjektives Dasein, als welches im Wollen besteht, mit Schmerz und Trübsal stark versetzt ist, so wird man als kurzen Ausdruck der Sache auch wohl den Satz gelten lassen: alle Dinge sind herrlich zu sehen, aber schrecklich zu sein. Dem Obigen nun zufolge sind, in der Kindheit, die Dinge uns viel mehr von der Seite des Sehens, also der Vorstellung, der Objektivität, bekannt, als von der Seite des Seins, welche die des Willens ist. Weil nun jene die erfreuliche Seite der Dinge ist, die subjektive und schreckliche uns aber noch unbekannt bleibt, so hält der junge Intellekt alle jene Gestalten, welche Wirklichkeit und Kunst ihm vorführen, für eben so viele glückselige Wesen: Er meint, so schön sie anzusehen sind und noch viel schöner wären sie zu sein. Demnach liegt die Welt vor ihm, wie ein Eden: Dies ist das Arkadien, in welches wir alle geboren sind. Daraus entsteht etwas später der Durst nach dem wirklichen Leben, der Drang nach Taten und Leiden, welcher uns ins Weltgetümmel treibt. In diesem lernen wir dann die andere Seite der Dinge kennen, die des Seins, d. i. des Wollens, welches bei jedem Schritt durchkreuzt wird. Dann kommt allmählich die große Enttäuschung heran, nach deren Eintritt heißt es *l'âge des illusions est passé* [das Alter der Illusionen ist vorüber]; und doch geht sie [die Illusion] noch immer weiter, wird immer vollständiger. Demzufolge kann man sagen, dass in der Kindheit das Leben sich uns darstellt wie eine Theaterdekoration von weitem gesehen; im Alter, wie dieselbe in der größten Nähe.

Zum Glück der Kindheit trägt schließlich noch Folgendes bei. Wie im Anfang des Frühlings alles Laub die gleiche Farbe und fast die gleiche Gestalt hat; so sind auch wir, in früher Kindheit, alle einander ähnlich, harmonieren daher vortrefflich. Aber mit der Pubertät fängt die Divergenz [Verschiedenheit] an und wird, wie die der Radien eines Zirkels, immer größer.

Was nun den Rest der ersten Lebenshälfte trübt, die so viele Vorzüge vor der zweiten hat, also das jugendliche Alter, ja es unglücklich macht, ist das Jagen nach Glück, in der festen Voraussetzung, es müsse im Leben anzutreffen sein. Daraus entspringt die fortwährend enttäuschte Hoffnung und aus dieser die Unzufriedenheit. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glücks schweben, unter kapriziös gewählten Gestalten, uns vor, und wir suchen vergebens ihr Urbild. Daher sind wir in unseren Jünglingsjahren mit unserer Lage und Umgebung, welche sie auch sei, meistens unzufrieden; weil wir ihr zuschreiben, was der Leerheit und Armseligkeit des menschlichen Lebens überall zukommt, und mit der wir jetzt die erste Bekanntschaft machen, nachdem wir ganz andere Dinge erwartet hatten. Man hätte viel gewonnen, wenn man, durch zeitige Belehrung, den Wahn, dass in der Welt viel zu holen ist, in den Jünglingen ausrotten könnte. Aber das Umgekehrte geschieht dadurch, dass meistens uns das Leben zuerst durch die Dichtung, nicht durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von jener [der Dichtung] geschilderten Szenen prangen, im Morgenrot unserer eigenen Jugend, vor unserem Blick, und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen, den Regenbogen zu fassen. Der Jüngling [wie die junge Frau] erwartet seinen Lebenslauf in Form eines interessanten Romans. So entsteht die Täuschung, welche ich S. 374 (Inselaug. S. 1.136) des schon erwähnten zweiten Bandes, bereits geschildert habe. Denn was allen jenen Bildern ihren Reiz verleiht, ist gerade dies, dass sie bloße Bilder und nicht wirklich sind, und wir daher, bei ihrem Anschauen, uns in der Ruhe und Allgenugsamkeit des reinen Erkennens befinden. Verwirklicht werden heißt mit



dem Wollen ausgefüllt werden, welches Wollen unausweichbare Schmerzen herbeiführt. Auch noch auf die Stelle S. 427 (Inselausg. S. 1.198) des erwähnten Bandes sei der teilnehmende Leser hier hingewiesen.

Ist demnach der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach Glück, so ist der der zweiten Besorgnis vor Unglück. Denn mit ihr ist, mehr oder weniger deutlich, die Erkenntnis eingetreten, dass alles Glück chimärisch, hingegen das Leiden real ist. Jetzt wird daher, wenigstens von den vernünftigeren Charakteren, mehr bloße Schmerzlosigkeit und ein unangefochtener Zustand als Genuss angestrebt. Wenn, in meinen Jünglingsjahren, es an meiner Tür schellte, wurde ich vergnügt, denn ich dachte, nun käme es. Aber in spätern Jahren hatte meine Empfindung, bei demselben Anlass, vielmehr etwas dem Schrecken Verwandtes: Ich dachte: „da kommt es [das Unglück].“

Hinsichtlich der Menschenwelt gibt es, für ausgezeichnete und begabte Individuen, die, eben als solche, nicht so ganz eigentlich zu ihr gehören und demnach, mehr oder weniger, je nach dem Grad ihrer Vorzüge, allein stehen, ebenfalls zwei entgegengesetzte Empfindungen: In der Jugend hat man häufig die, von ihr verlassen zu sein; in späteren Jahren hingegen die, ihr entronnen zu sein. Die erstere, eine unangenehme, beruht auf Unbekanntschaft, die zweite, eine angenehme, auf Bekanntschaft mit ihr.

In Folge davon enthält die zweite Hälfte des Lebens, wie die zweite Hälfte einer musikalischen Periode, weniger Strebbarkeit, aber mehr Beruhigung, als die erste, welche überhaupt darauf beruht, dass man in der Jugend denkt, in der Welt sei Wunder was an Glück und Genuss anzutreffen, nur schwer dazu zu gelangen; während man im Alter weiß, dass da [überhaupt] nichts zu holen ist, also vollkommen darüber beruhigt ist, eine erträgliche Gegenwart genießt, und sogar an Kleinigkeiten Freude hat.

Was der gereifte Mann durch die Erfahrung seines Lebens erlangt hat und wodurch er die Welt anders sieht als der Jüngling und Knabe, ist zunächst Unbefangenheit. Er sieht die Dinge ganz einfach und nimmt sie für das, was sie sind; während dem Knaben und Jüngling ein Trugbild, zusammengesetzt aus selbstgeschaffenen Grillen [Illusionen], überkommenen Vorurteilen und seltsamen Phantasien, die die wahre Welt bedeckt, oder verzerrt. Das Erste, was die Erfahrung zu tun vorfindet, ist uns von den Hirngespinnsten und falschen Begriffen zu befreien, welche sich in der Jugend angesetzt haben. Vor diesen das jugendliche Alter zu bewahren, wäre allerdings die beste Erziehung, wenn gleich nur eine negative; ist aber sehr schwer. Man müßte, zu diesem Zweck, den Gesichtskreis des Kindes anfangs möglichst eng halten, innerhalb desselben jedoch ihm lauter deutliche und richtige Begriffe beibringen, und erst nachdem es alles darin Gelegene richtig erkannt hatte, denselben allmählich erweitern, stets dafür sorgend, dass nichts Dunkles, auch nichts halb oder schief Verstandenes, zurück bliebe. In Folge hiervon würden seine Begriffe von Dingen und menschlichen Verhältnissen, immer noch beschränkt und sehr einfach, dafür aber deutlich und richtig sein, so dass sie stets nur der Erweiterung, nicht der Berichtigung bedürften; und so fort bis ins Jünglingsalter hinein. Diese Methode erfordert insbesondere, dass man keine Romane zu lesen erlaube, sondern sie durch angemessene Biographien ersetze, wie z.B. die Franklins, den Anton Reiser von Moritz und dergleichen.

Man kann ferner, in der bis hierher betrachteten Hinsicht, das Leben mit einem gestickten Stoff vergleichen, von welchem jeder, in der ersten Hälfte seiner Lebenszeit, die rechte, in der zweiten aber die Kehrseite zu sehen bekäme: letztere ist nicht so schön, aber lehrreicher; weil sie den Zusammenhang der Fäden erkennen lässt.

Die geistige Überlegenheit, sogar die größte, wird, in der Konversation, ihr

entschiedenes Übergewicht erst nach dem vierzigsten Jahre geltend machen. Denn die Reife der Jahre und die Frucht der Erfahrung kann durch jene wohl vielfach übertroffen, jedoch nie ersetzt werden: sie aber gibt auch dem gewöhnlichsten Menschen ein gewisses Gegengewicht gegen die Kräfte des größten Geistes, so lange dieser jung ist. Ich meine hier bloß das Persönliche, nicht die Werke.

Jeder irgendwie vorzügliche Mensch, jeder, der nur nicht zu den von der Natur so traurig dotierten 5/6 [fünf Sechstel] der Menschheit gehört, wird, nach dem vierzigsten Jahre, von einem gewissen Anflug von Misanthropie [Verachtung der (meisten) Menschen] schwerlich frei bleiben. Denn er hatte, wie es natürlich ist, von sich auf andere geschlossen und ist allmählich enttäuscht worden; hat eingesehen, dass sie entweder von der Seite des Kopfes oder des Herzens, meistens sogar beider, ihm im Rückstand bleiben und nicht quitt mit ihm werden; weshalb er sich mit ihnen einzulassen gerne vermeidet; wie denn überhaupt jeder nach Maßgabe seines inneren Wertes die Einsamkeit, d. h. seine eigene Gesellschaft, lieben oder hassen wird. Von dieser Art der Misanthropie handelt auch Kant, in der >Kritik der Urteilskraft<, gegen das Ende der allgemeinen Anmerkung zum § 29 des ersten Teils.

Die Heiterkeit und der Lebensmut unserer Jugend beruht zum Teil darauf, dass wir, bergauf gehend, den Tod nicht sehen; weil er am Fuß der anderen Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig; wodurch, da zu derselben Zeit die Lebenskraft zu ebbem beginnt, auch der Lebensmut sinkt, so dass jetzt ein trüber Ernst den jugendlichen Übermut verdrängt und auch dem Gesicht sich aufdrückt. So lange wir jung sind, man mag uns sagen, was man will, halten wir das Leben für endlos und gehen danach mit der Zeit um. Je älter wir werden, desto mehr ökonomisieren wir unsere Zeit. Denn im späteren Alter erregt jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt ist, die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent hat.

Vom Standpunkt der Jugend aus gesehen, ist das Leben eine unendlich lange Zukunft; vom Standpunkt des Alters aus, eine sehr kurze Vergangenheit; so dass es anfangs sich uns darstellt wie die Dinge, wenn wir das Opernglas ans Auge legen, zuletzt aber wie wenn das Okular [das Opernglas verkehrt herum]. Man muss alt geworden sein, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben ist. Je älter man wird, desto kleiner erscheinen die menschlichen Dinge samt und sonders: Das Leben, welches in der Jugend als fest und stabil vor uns stand, zeigt sich uns jetzt als die rasche Flucht ephemerer Erscheinungen: die Nichtigkeit des Ganzen tritt hervor. Die Zeit selbst hat in unserer Jugend einen viel langsameren Schritt; daher das erste Viertel unseres Lebens nicht nur das glücklichste, sondern auch das längste ist, so dass es viel mehr Erinnerungen zurücklässt, und jeder, wenn es darauf ankäme, aus demselben mehr zu erzählen wissen würde, als aus zweien der folgenden. [...]

Warum nun aber erblickt man im Alter das Leben, welches man hinter sich hat, so kurz? Weil man es für so kurz hält, wie die Erinnerung desselben ist. Aus dieser nämlich ist alles Unbedeutende und viel Unangenehmes herausgefallen, daher wenig übrig geblieben. Denn, wie unser Intellekt überhaupt sehr unvollkommen ist, so auch das Gedächtnis: das Erlernte muss geübt, das Vergangene ruminert [erinnert] werden, wenn nicht beides allmählich in den Abgrund der Vergessenheit versinken soll. Nun aber pflegen wir nicht das Unbedeutende, auch meistens nicht das Unangenehme zu ruminieren [erinnern]; was doch nötig wäre, um es im Gedächtnis aufzubewahren. Des Unbedeutenden wird aber immer mehr, denn durch die öftere und schließlich zahllose Wiederkehr wird Vielerlei, das anfangs uns bedeutend erschien, allmählich unbedeutend; daher wir uns der früheren Jahre besser als der späteren erinnern. Je länger wir nun leben, desto weniger Vorgänge scheinen uns wichtig, oder bedeutend

genug, um hinterher noch ruminert [erinnert] zu werden, wodurch allein sie im Gedächtnis sich fixieren konnten; sie werden also vergessen, sobald sie vorüber sind. So läuft denn die Zeit immer spurloser ab. Nun ferner: das Unangenehme ruminieren wir nicht gern, am wenigsten dann, wenn es unsere Eitelkeit verwundet, welches sogar meistens der Fall ist; weil wenige Leiden uns ganz ohne unsere Schuld getroffen haben. Daher also wird ebenfalls viel Unangenehmes vergessen. Beide Ausfälle sind es, die unsere Erinnerung so kurz machen, und verhältnismäßig immer kürzer, je länger ihr Stoff wird. Wie die Gegenstände auf dem Ufer, von welchem man zu Schiff sich entfernt, immer kleiner, unkenntlicher und schwerer zu unterscheiden werden, so unsere vergangenen Jahre, mit ihren Erlebnissen und ihrem Tun. Hierzu kommt, dass bisweilen Erinnerung und Phantasie uns eine längst vergangene Szene unseres Lebens so lebhaft vergegenwärtigen, wie den gestrigen Tag; wodurch sie dann ganz nahe an uns herantritt; dies entsteht dadurch, dass es unmöglich ist, die lange zwischen jetzt und damals verstrichene Zeit uns ebenso zu vergegenwärtigen, indem sie sich nicht so in einem Bild überschauen lässt, und überdies auch die Vorgänge in derselben größtenteils vergessen sind, und bloß eine allgemeine Erinnerung in abstracto von ihr übrig geblieben ist, ein bloßer Begriff, keine Anschauung.

Daher nun also erscheint das längst Vergangene im Einzelnen uns so nahe, als wäre es erst gestern gewesen, die dazwischen liegende Zeit aber verschwindet und das ganze Leben stellt sich als unbegreiflich kurz dar. Sogar kann bisweilen im Alter die lange Vergangenheit, die wir hinter uns haben, und damit unser eigenes Alter, im Augenblick uns beinahe fabelhaft vorkommen; welches hauptsächlich dadurch entsteht, dass wir zunächst noch immer dieselbe stehende Gegenwart vor uns sehen. Dergleichen innere Vorgänge beruhen aber zuletzt darauf, dass nicht unser Wesen an sich selbst, sondern nur die Erscheinung desselben in der Zeit liegt, und dass die Gegenwart der Berührungspunkt zwischen Objekt und Subjekt ist. Und warum nun wieder erblickt man in der Jugend das Leben, welches man noch vor sich hat, so unabsehbar lang? Weil man Platz haben muss für die grenzenlosen Hoffnungen, mit denen man es bevölkert, und zu deren Verwirklichung ein Methusalem zu jung stürbe; sodann weil man zum Maßstab desselben die wenigen Jahre nimmt, welche man schon hinter sich hat, und deren Erinnerung stets stoffreich, folglich lang ist, indem die Neuheit alles bedeutend erscheinen ließ, weshalb es hinterher noch ruminert wurde, also oft in der Erinnerung wiederholt und dadurch ihr eingepägt wurde.

Bisweilen glauben wir, uns nach einem fernen Ort zurückzusehen, während wir eigentlich uns nur nach der Zeit zurücksehen, die wir dort verlebt haben, da wir jünger und frischer waren. So täuscht uns alsdann die Zeit unter der Maske des Raumes. Reisen wir hin, so werden wir der Täuschung inne. Ein hohes Alter zu erreichen, gibt es, bei fehlerfreier Konstitution, als *conditio sine qua non*, zwei Wege, die man am Brennen zweier Lampen erläutern kann: die eine brennt lange, weil sie, bei wenigem Öl, einen sehr dünnen Docht hat; die andere, weil sie, zu einem starken Docht, auch viel Öl hat: das Öl ist die Lebenskraft, der Docht der Verbrauch derselben, auf jede Art und Weise.

Hinsichtlich der Lebenskraft sind wir, bis zum 36sten Jahre, denen zu vergleichen, welche von ihren Zinsen leben: was heute ausgegeben wird ist morgen wieder da. Aber von jenem Zeitpunkt an ist unser Analogon der Rentner, welcher anfängt sein Kapital anzugreifen. Am Anfang ist die Sache gar nicht merklich: Der größte Teil der Ausgabe stellt sich immer noch von selbst wieder her, ein geringes Defizit dabei wird nicht beachtet. Dieses aber wächst allmählich, wird merklich, seine Zunahme selbst nimmt mit jedem Tag zu; sie reißt immer mehr ein, jedes Heute ist ärmer als das Gestern, ohne Hoffnung auf Stillstand. So beschleunigt sich, wie im Verfall der Körper, die Abnahme immer mehr, bis zuletzt nichts mehr übrig ist. Ein gar trauriger Fall ist es, wenn beide

hier Vergleichene, Lebenskraft und Eigentum, wirklich zusammen im Wegschmelzen begriffen sind: Daher eben wächst mit dem Alter die Liebe zum Besitz. Hingegen anfangs, bis zur Volljährigkeit und noch etwas darüber hinaus, gleichen wir, hinsichtlich der Lebenskraft, denen, welche von den Zinsen noch etwas zum Kapital legen, nicht nur das Ausgegebene stellt sich von selbst wieder ein, sondern das Kapital wächst. Und wieder ist auch dieses bisweilen, durch die Fürsorge eines redlichen Vormunds, zugleich mit dem Geld der Fall. Glückliche Jugend! Trauriges Alter! Nichtsdestoweniger soll man die Jugendkräfte schonen.

[...]

Ich habe die Bemerkung gemacht, dass der Charakter fast jedes Menschen einem Lebensalter vorzugsweise angemessen zu sein scheint; so dass er in diesem sich vorteilhafter ausnimmt. Einige sind liebenswürdige Jünglinge, und dann ist es vorbei; andere kräftige, tätige Männer, denen das Alter allen Wert raubt. Manche stellen sich am vorteilhaftesten im Alter dar, wo sie milder, weil erfahrener und gelassener sind: Dies ist oft bei Franzosen der Fall. Die Sache muss darauf beruhen, dass der Charakter selbst etwas Jugendliches, Männliches, oder Altliches an sich hat, womit das jedesmalige Lebensalter übereinstimmt, oder als Korrektiv entgegenwirkt.

Wie man, auf einem Schiff befindlich, sein Vorwärtskommen nur am Zurückweichen und demnach Kleinerwerden der Gegenstände auf dem Ufer bemerkt, so wird man sein Alt-und-älter-werden daran inne, dass Leute von immer höheren Jahren einem jung vorkommen.

[...]

Alles hat sich abgeklärt. Deshalb weiß man selbst das, was man schon in der Jugend wusste, jetzt viel gründlicher; da man zu jedem Begriff viel mehr Belege hat. Was man in der Jugend zu wissen glaubte, das weiß man im Alter wirklich, überdies weiß man auch wirklich viel mehr und hat eine nach allen Seiten durchdachte und dadurch ganz eigentlich zusammenhängende Erkenntnis; während in der Jugend unser Wissen stets lückenhaft und fragmentarisch ist. Nur wer alt wird erhält eine vollständige und angemessene Vorstellung vom Leben, indem er es in seiner Ganzheit und seinem natürlichen Verlauf, besonders aber nicht bloß, wie die Übrigen, von der Eingangs-, sondern auch von der Ausgangsseite übersieht, wodurch er dann besonders die Nichtigkeit desselben vollkommen erkennt; während die Übrigen stets noch in dem Wahn befangen sind, das Rechte werde noch erst kommen. Dagegen ist in der Jugend mehr Konzeption; daher man alsdann aus dem Wenigen, was man kennt, mehr zu machen im Stande ist: aber im Alter ist mehr Urteil, Penetration [Eindringung] und Gründlichkeit. Den Stoff seiner selbsteigenen Erkenntnisse, seiner originalen Grundansichten, also das, was ein bevorzugter Geist der Welt zu schenken bestimmt ist, sammelt er schon in der Jugend ein; aber seines Stoffes Meister wird er erst in späten Jahren. Demgemäß wird man meistens finden, dass die großen Schriftsteller ihre Meisterwerke um das fünfzigste Jahr herum geliefert haben. Dennoch bleibt die Jugend die Wurzel des Baumes der Erkenntnis; wenn gleich erst die Krone die Früchte trägt. Wie aber jedes Zeitalter, auch das erbärmlichste, sich für viel weiser hält, als das ihm zunächst vorhergegangene, nebst früheren, eben so jedes Lebensalter des Menschen; doch irren beide sich oft. In den Jahren des leiblichen Wachstums, wo wir auch an Geisteskräften und Erkenntnissen täglich zunehmen, gewöhnt sich das Heute mit Geringschätzung auf das Gestern herabzusehn. Diese Gewohnheit wurzelt ein und bleibt auch dann, wenn das Sinken der Geisteskräfte eingetreten ist und das Heute vielmehr mit Verehrung auf das Gestern blicken sollte; daher wir dann sowohl die Leistungen, wie die Urteile, unserer jungen Jahre oft zu gering anschlagen.

Überhaupt ist hier zu bemerken, dass, ob zwar, wie der Charakter, oder das Herz

des Menschen, so auch der Intellekt, der Kopf, seinen Grundeigenschaften nach, angeboren ist, dennoch dieser keineswegs so unveränderlich bleibt, wie jener, sondern gar manchen Umwandlungen unterworfen ist, die sogar im Ganzen regelmäßig eintreten; weil sie teils darauf beruhen, dass er eine physische Grundlage, teils darauf, dass er einen empirischen Stoff hat. So hat seine eigene Kraft ihr allmähliches Wachstum, bis zur Akme, und dann ihre allmähliche Dekadenz, bis zur Imbezillität [zum Schwachsinn]. Dabei nun aber ist andererseits der Stoff, der alle diese Kräfte beschäftigt und in Tätigkeit erhält, also der Inhalt des Denkens und Wissens, die Erfahrung, die Kenntnisse, die Übung und dadurch die Vollkommenheit der Einsicht, eine stets wachsende Größe, bis etwa zum Eintritt entschiedener Schwäche, die alles fallen lässt. Dies Bestehen des Menschen aus einem schlechthin Unveränderlichen und einem regelmäßig auf zweifache und entgegengesetzte Weise Veränderlichen erklärt die Verschiedenheit seiner Erscheinung und Geltung in verschiedenen Lebensaltern.

Im weiteren Sinne kann man auch sagen: die ersten vierzig Jahre unseres Lebens liefern den Text, die folgenden dreißig den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes, nebst der Moral und allen Feinheiten desselben, erst recht verstehen lehrt.

Gegen das Ende des Lebens geht es wie gegen das Ende eines Maskenballs, wenn die Masken abgenommen werden. Man sieht jetzt, wer diejenigen, mit denen man während seines Lebenslaufs in Berührung gekommen war, eigentlich gewesen sind. Denn die Charaktere haben sich an den Tag gelegt, die Taten haben ihre Früchte getragen, die Leistungen ihre gerechte Würdigung erhalten und alle Trugbilder sind zerfallen. Zu diesem allen nämlich war Zeit erforderlich. Das Seltsamste aber ist, dass man sogar sich selbst, sein eigenes Ziel und sein Zweck, erst gegen das Ende des Lebens eigentlich erkennt und versteht, zumal in seinem Verhältnis zur Welt, zu den andern. Zwar oft, aber nicht immer, wird man dabei sich eine niedrigere Stelle anzuweisen haben, als man früher vermeint hatte; bisweilen auch eine höhere, welches dann daher kommt, dass man von der Niedrigkeit der Welt keine ausreichende Vorstellung gehabt hatte und demnach sein Ziel höher steckte als sie ist. Man erfährt beiläufig, was an einem ist.

Man pflegt die Jugend die glückliche Zeit des Lebens zu nennen, und das Alter die traurige. Das wäre wahr, wenn die Leidenschaften glücklich machten. Von diesen wird die Jugend hin und her gerissen, mit wenig Freude und vieler Pein. Dem kühlen Alter lassen sie Ruhe, und alsbald erhält es einen kontemplativen Anstrich; denn die Erkenntnis wird frei und erhält die Oberhand. Weil nun diese, an sich selbst, schmerzlos ist, so wird das Bewusstsein, je mehr sie darin vorherrscht, desto glücklicher. Man braucht nur zu erwägen, dass aller Genuss negativer, der Schmerz positiver Natur ist, um zu begreifen, dass die Leidenschaften nicht beglücken können und dass das Alter deshalb, da manche Genüsse ihm versagt sind, nicht zu beklagen ist. Denn jeder Genuss ist immer nur die Stillung eines Bedürfnisses: dass nun mit diesem auch jener wegfällt, ist so wenig beklagenswert, wie wenn einer nach Tische nichts mehr essen kann und nach ausgeschlafener Nacht wach bleiben muss. Viel richtiger schätzt Plato (im Eingang zur Republik) das Greisenalter glücklich, sofern es den bis dahin uns unablässig beunruhigenden Geschlechtstrieb endlich los ist. Sogar ließe sich behaupten, dass die mannigfaltigen und endlosen Grillen, welche der Geschlechtstrieb erzeugt, und die aus ihnen entstehenden Affekte, einen beständigen, gelinden Wahnsinn im Menschen unterhalten, so lange er unter dem Einfluss jenes Triebes oder jenes Teufels, von dem er stets besessen ist, steht; so dass er erst nach Erlöschen desselben ganz vernünftig würde. Gewiss aber ist, dass, im Allgemeinen und abgesehen von allen individuellen Umständen und Zuständen, der Jugend eine gewisse Melancholie und Traurigkeit, dem Alter eine

gewisse Heiterkeit eigen ist; und der Grund hiervon ist kein anderer, als dass die Jugend noch unter der Herrschaft, ja dem Frohdienst jenes Dämons [des Sexualtriebs] steht, der ihr nicht leicht eine freie Stunde gönnt und zugleich der unmittelbare oder mittelbare Urheber fast alles und jedes Unheils ist, das den Menschen trifft oder bedroht. Das Alter aber hat die Heiterkeit dessen, der eine lange getragene Fessel los ist und sich nun frei bewegt. Andererseits jedoch ließe sich sagen, dass nach erloschenem Geschlechtstrieb der eigentliche Kern des Lebens verzehrt und nur noch die Schale desselben vorhanden ist, ja, dass es einer Komödie gliche, die von Menschen angefangen, nachher von Automaten, in deren Kleidern, zu Ende gespielt werde.

Wie dem auch sei, die Jugend ist die Zeit der Unruhe; das Alter die der Ruhe: schon hieraus ließe sich auf ihr beiderseitiges Wohlbehagen schließen. Das Kind streckt seine Hände begehrlieh aus, ins Weite, nach allem, was es da so bunt und vielgestaltet vor sich sieht: Denn es wird dadurch gereizt, weil sein Sensorium noch so frisch und jung ist. Dasselbe tritt, mit größerer Energie, beim Jüngling ein. Auch er wird gereizt von der bunten Welt und ihren vielfältigen Gestalten: Sofort macht seine Phantasie mehr daraus, als die Welt je verleihen kann. Daher ist er voll Begehrlichkeit und Sehnsucht ins Unbestimmte; diese nehmen ihm die Ruhe, ohne welche kein Glück ist. Im Alter hingegen hat sich das alles gelegt; teils weil das Blut kühler und die Reizbarkeit des Sensoriums weniger geworden ist; teils weil Erfahrung über den Wert der Dinge und den Gehalt der Genüsse aufgeklärt hat, wodurch man die Illusionen, Chimären und Vorurteile, welche früher die freie und reine Ansicht der Dinge verdeckten und entstellten, allmählich losgeworden ist; so dass man jetzt alles richtiger und klarer erkennt und es nimmt für das, was es ist; auch, mehr oder weniger, zur Einsicht in die Nichtigkeit aller irdischen Dinge gekommen ist. Dies eben ist es, was fast jedem Alten, selbst dem von sehr gewöhnlichen Fähigkeiten, einen gewissen Anstrich von Weisheit gibt, der ihn vor den Jüngern auszeichnet. Hauptsächlich aber ist durch dies alles Geistes-Ruhe herbeigeführt worden: diese aber ist ein großer Bestandteil des Glücks; eigentlich sogar die Bedingung und das Wesentliche desselben. Während demnach der Jüngling meint, dass Wunder was in der Welt zu holen sei, wenn er nur erfahren könnte, wo; ist der Alte vom Kohelethischen „es ist alles eitel“ durchdrungen und weiß, dass alle Nüsse hohl sind, wie sehr sie auch vergoldet sein mögen. Erst im späteren Alter erlangt der Mensch ganz eigentlich das horazische *nil admirari* [nichts anstaunen], d. h. die unmittelbare, aufrichtige und feste Überzeugung von der Eitelkeit aller Dinge und der Hohlheit aller Herrlichkeiten der Welt: die Chimären sind verschwunden. Er wähnt nicht mehr, dass irgendwo, sei es im Palast oder der Hütte, eine besondere Glückseligkeit wohne, eine größere, als im Wesentlichen auch er überall genießt, wenn er von leiblichen oder geistigen Schmerzen eben frei ist. Das Große und das Kleine, das Vornehme und Geringe, nach dem Maßstab der Welt, sind für ihn nicht mehr unterschieden. Dies gibt dem Alten eine besondere Gemütsruhe, in welcher er lachend auf die Gaukeleien der Welt herabsieht. Er ist vollkommen enttäuscht [desillusioniert] und weiß, dass das menschliche Leben, was man auch tun mag es herauszuputzen und zu behängen, doch bald durch allen solchen Jahrmarktsflitter, in seiner Dürftigkeit durchsichtig, und, wie man es auch färbe und schmücke, doch überall im Wesentlichen dasselbe ist: Ein Dasein, dessen wahrer Wert jedesmal nur nach der Abwesenheit der Schmerzen, nicht nach der Anwesenheit der Genüsse, noch weniger des Prunkes, zu schätzen ist (Horaz, Episteln, I. Buch, 12, V. 1-4).<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> „Lieber Iccius. Wenn du von Agrippas sizilianischen Früchten genießt, was dir als Verwalter seiner Besitzungen zukommt, so ist undenkbar, dass der Himmel dir größere Fülle beschenken könnte. Lass ruhen die Klagen: arm ist nicht, wer von des Lebens Gütern den vollen Nießbrauch hat. Sind dir Magen, Lunge und Füße in erwünschter Verfassung, so können

Der Grundcharakterzug des höheren Alters ist das Enttäuschtsein. Die Illusionen sind verschwunden, welche bis dahin dem Leben seinen Reiz und der Tätigkeit ihren Sporn verliehen haben; man hat das Nichtige und Leere aller Herrlichkeiten der Welt, zumal des Prunkes, Glanzes und Hoheitsscheins, erkannt; man hat erfahren, dass hinter den meisten gewünschten Dingen und ersehnten Genüssen gar wenig steckt, und ist so allmählich zu der Einsicht in die große Armut und Leere unseres ganzen Daseins gelangt. Erst im 70sten Jahr versteht man ganz den ersten Vers des Koheleth. Dies ist es aber auch, was dem Alter einen gewissen grämlichen Anstrich gibt.

Gewöhnlich meint man, das Los des Alters sei Krankheit und Langeweile. Erstere ist dem Alter gar nicht wesentlich, zumal nicht, wenn dasselbe hoch gebracht werden soll: denn *crescente vita, crescit sanitas et morbus* [mit wachsendem Alter wachsen Gesundheit und Krankheit]. Und was die Langeweile betrifft, so habe ich oben gezeigt, warum das Alter ihr sogar weniger als die Jugend ausgesetzt ist; auch ist dieselbe durchaus keine notwendige Begleiterin der Einsamkeit, welcher, aus leicht abzusehenden Ursachen, das Alter uns allerdings entgegenführt, sondern sie ist es nur für diejenigen, welche keine anderen als sinnliche und gesellschaftliche Genüsse gekannt, ihren Geist unbereichert und ihre [geistigen] Kräfte unentwickelt gelassen haben. Zwar nehmen im höheren Alter auch die Geisteskräfte ab, aber wo viel war, wird zur Bekämpfung der Langeweile immer noch genug übrig bleiben. Sodann nimmt, wie oben gezeigt worden ist, durch Erfahrung, Kenntnis, Übung und Nachdenken die richtige Einsicht immer noch zu, das Urteil schärft sich und der Zusammenhang wird klar; man gewinnt, in allen Dingen, mehr und mehr eine zusammenfassende Übersicht des Ganzen: So hat dann, durch immer neue Kombinationen der aufgehäuften Erkenntnisse und gelegentliche Bereicherung derselben, die eigene innerste Selbstbildung, in allen Stücken, noch immer ihren Fortgang, beschäftigt, befriedigt und belohnt den Geist. Durch dies alles wird die erwähnte Abnahme in gewissem Grad kompensiert. Zudem läuft, wie gesagt, im Alter die Zeit viel schneller, was der Langeweile entgegenwirkt. Die Abnahme der Körperkräfte schadet wenig, wenn man ihrer nicht zum Erwerb bedarf. Armut im Alter ist ein großes Unglück. Ist diese gebannt und die Gesundheit geblieben; so kann das Alter ein sehr erträglicher Teil des Lebens sein. Bequemlichkeit und Sicherheit sind seine Hauptbedürfnisse: Daher liebt man im Alter, noch mehr als früher, das Geld; weil es Ersatz für die fehlenden Kräfte gibt. Von der Venus entlassen, wird man gern eine Aufheiterung beim Bakchus [beim Wein] suchen. An die Stelle des Bedürfnisses zu sehen, zu reisen und zu lernen ist das Bedürfnis zu lehren und zu sprechen getreten. Ein Glück aber ist es, wenn dem Greis noch die Liebe zu seinem Studium, auch zur Musik, zum Schauspiel und überhaupt eine gewisse Empfänglichkeit für das Äußere geblieben ist; wie diese allerdings bei einigen bis ins späteste Alter fort dauert. Was einer „an sich selbst hat“, kommt ihm nie mehr zugute als im Alter.

Die Meisten freilich, welche stets [geistig] stumpf waren, werden im höheren Alter mehr und mehr zu Automaten: Sie denken, sagen und tun immer dasselbe, und kein äußerer Eindruck vermag mehr etwas daran zu ändern, oder etwas Neues aus ihnen hervorzurufen. Zu solchen Greisen zu reden, ist wie in den Sand zu schreiben: Der Eindruck verlischt fast unmittelbar darauf. Ein Greisenthum dieser Art ist denn freilich nur das *caput mortuum* des Lebens. Den Eintritt der zweiten Kindheit im hohen Alter scheint die Natur durch das, in seltenen Fällen, alsdann sich einstellende dritte Zahnen symbolisieren zu wollen.

Das Schwinden aller Kräfte im zunehmenden Alter, und immer mehr und mehr, ist allerdings sehr traurig: Doch ist es notwendig, ja wohltätig, weil sonst der Tod zu

---

Königsschätze nichts Größeres dazutun.“

schwer werden würde, dem es vorarbeitet. Daher ist der größte Gewinn, den das Erreichen eines sehr hohen Alters bringt, die Euthanasie, das überaus leichte, durch keine Krankheit eingeleitete, von keiner Zuckung begleitete und gar nicht gefühlte Sterben; von welchem man im zweiten Bande meines Hauptwerkes, Kap. 41, S. 470 (Inselausg. S. 1.248), eine Schilderung findet.

In den Upanischaden des Veda (Vol. II, p. 53) wird die natürliche Lebensdauer auf 100 Jahre angegeben. Ich glaube mit Recht, weil ich bemerkt habe, dass nur die, welche das neunzigste Jahr überschritten haben, der Euthanasie teilhaft werden, d. h. ohne alle Krankheit, auch ohne Apoplexie [Schlaganfall], ohne Zuckung, ohne Röcheln, ja bisweilen ohne zu erblassen, meistens sitzend, und zwar nach dem Essen, sterben, oder vielmehr gar nicht sterben, sondern nur zu leben aufhören. In jedem früheren Alter stirbt man bloß an Krankheiten, also vorzeitig. Das menschliche Leben ist eigentlich weder lang, noch kurz zu nennen; weil es im Grunde das Maß ist, wonach wir alle anderen Zeitlängen abschätzen. Der Grundunterschied zwischen Jugend und Alter bleibt immer, dass jene das Leben im Prospekt hat, dieses den Tod; dass also jene eine kurze Vergangenheit und lange Zukunft besitzt; dieses umgekehrt. Allerdings hat man, wenn man alt ist, nur noch den Tod vor sich. Wenn man jung ist, hat man das Leben vor sich; und es fragt sich, welches von beiden bedenklicher ist, und ob nicht, im Ganzen genommen, das Leben eine Sache ist, die es besser ist hinter sich als vor sich zu haben: sagt doch schon der Koheleth (7, 2):

„Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt.“

Ein sehr langes Leben zu begehren, ist jedenfalls ein verwegener Wunsch. Denn „*quien larga vida vive mucho mal vive*“ [wer lange lebt, erlebt viel Schlimmes] sagt das spanische Sprichwort.